



Nr. 21.

Erstheft Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungsdruckliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 22. Februar.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Stine. Von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Graf Salaten. Von Arthur Kleinmann. — Das Spiel- und Festhaus zu Worms. Von Ernst Otto Rodnagel. — Jähme. Von Eduard von Bauernfeld (Fortsetzung). — Geheimnisse der Spiritisten. Von Hildegard Klusen (Fortsetzung). — Ein französischer Romaner. Ungeprüfte Bemerkungen. Von A. G. . . . r. — Jähns „Nordische Seefahrt.“ Von R. M. — Kleine Kritik.

Stine.

Von
Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

10. Kapitel.

Es war in der dritten Woche nach ihrer Bekanntschaft, ein Freitag-Abend, und der junge Graf hatte noch keine zehn Minuten das Haus verlassen, als es oben an der Thurtür klopfte. Das war das Zeichen für die Polzin, die denn auch sofort erschien und sich mit der Pittelkow begrüßte.

„War Besuch hier, liebe Polzin? Ich meine bei Stine?“

„Kann ich wirklich nicht sagen, liebe Frau Pittelkow. Sie wissen, wir sehen und hören nichts.“

Es schien, daß sich die Polzin über dies ihr Lieblings-thema noch weiter verbreiten wollte, Stine jedoch, die das draußen auf dem Flur geführte Gespräch gehört und die Stimme der Schwester erkannt hatte, ließ es nicht dazu kommen. „Ei, das ist hübsch, Pauline, daß Du da bist.“ Und hiermit wandte sie sich wieder in ihr Zimmer zurück, um, vorsichtig umhersehend, von einem schon im vollen Abendhatten stehenden Eschrank die Lampe herunter zu nehmen.

„Laß man, Stinechen,“ sagte die Schwester. „Es is so hübsch schmustrig hier, un das Schmustrige hab' ich nu mal am liebsten, un is immer wie'n altes schwarzes Kreppschintuch, wo man sich gleich einmummeln un anlehnen kann, un braucht nicht steif un grade zu sitzen. Nein, laß man, Stine; wir haben Licht genug von unten her. Sieh doch bloß, da luct ja der Mond grad' über Sieboldten seinen Schornstein weg.“

Unter solchem Geplauder hatte die Pittelkow auf dem Sofa Platz genommen und sagte, während sie sich behaglich in die Kissen drückte: „Ja, was ich sagen wollte, Stine, das Grafchen war eben wieder hier?“

„Ja, Pauline.“

„Tott, Kind, wie Dir die Backen brennen.“

„Ja, sie brennen mir. Aber ich weiß eigentlich nicht warum. Es ist fast zum Argern; ich bin rot geworden und brauchte doch nicht.“

„Ach, mein Stineken, werde Du man rot; es is immer besser, mal zu viel, als mal zu wenig. Aber was ich sagen wollte, das Grafchen . . . Es gefällt mir nich, daß er hier immer bei Tageschluß die Treppe 'rauffsteigt, grad' als müßt' er die Betglocke läuten.“

„Er ist der beste Mensch von der Welt, Pauline. Nie hätt' ich geglaubt, daß es einen so guten Menschen gäbe. Den ersten Tag hatte ich eine Aussprache mit ihm und redete von Aufrichtigkeit und auf sich halten, und daß ich ein ordentliches Mädchen sei. Aber ich schäme mich jetzt fast, daß ich so was gesagt habe. Denn immer ängstlich sein, ist auch nicht gut und zeigt bloß, daß man sich nicht recht traut, und daß man schwächer ist, als man sein sollte.“

Die Pittelkow lächelte vor sich hin und schien antworten zu wollen, aber Stine fuhr fort: „Ja, Pauline, der beste Mensch, ohne Falsch und ohne Hochmut, aber auch ohne Glück. Wenn er mir so gegenüber sitzt, ist es mir oft, als ob wir die Rollen vertauscht hätten, und als ob ich eine Prinzessin wär' und könnt' ihn glücklich machen. Er sieht mich dann immer an und hört auf jedes Wort, das ich spreche, nicht bloß zum Schein und aus Haberei, nein, solch dummes Ding bin ich nicht mehr, mir so was einzubilden, wenn es nicht wahr wäre. Nichts von bloß so thun; ich seh' es ihm an, daß er wirklich dabei ist, und daß ihn alles freut, was ich da so hinplaudere. Freilich, Du wirst mich für eitel halten und es nicht glauben wollen.“

„O warum nich, Stine? Warum soll ich es nich glauben? Ich glaub' es alles. Aber alles hat auch seinen Grund und sogar seinen guten Grund. Und ich kenn' ihn auch.“

„Und ich denke mir, ich kenn' ihn auch und weiß, woran es liegt. Sieh, es liegt daran, er hat so wenig Menschen gesehen und noch weniger kennen gelernt. In seiner Eltern

Hanse gab es nicht viel davon (sie sind alle stolz und hart, und seine Mutter ist seine Stiefmutter), und dann hat er Kameraden und Vorgesetzte gehabt und hat gehört, wie seine Kameraden und seine Vorgesetzten sprechen; aber wie Menschen sprechen, das hat er nicht gehört, das weiß er nicht recht. Ich denke mir das nicht aus, ich hab' es von ihm, es sind seine eigenen Worte. Ja, Pauline, daran liegt es. Das ist der Grund, daß ich armes Ding ihm gefalle; nichts weiter. Er ist unglücklich in seinem Haus und seiner Familie. Vor allem aber denke mir nicht, er sei mein Anbeter oder Liebhaber, oder wie Du's sonst noch nennen willst. Ich sehe wohl, daß er mich lieb hat, aber das ist doch was andres, und das kann ich Dir sagen, noch ist kein Wort über seine Lippen gekommen, dessen ich mich vor Gott und Menschen oder vor mir selber zu schämen hätte."

"Glaub' es," jagte die Pittelkow. „Glaub' es alles. Aber, meine liebe Stine, das ist es ja eben. Ich hab' es mir so gedacht, gerade so. Gleich als ich ihn das erste Mal sah, als die beiden Alten mit da waren und Wanda Holoferneffen köppte, da wußt' ich es. Sieh, Kind, es sind mir so viele Mannsleute zu Gesichte gekommen, um wenn ich welche sehe, na, so kenn' ich sie gleich durch um durch um kann sie aussuchen wie Handschuh nach der Nummer, um weiß gleich, was los is. Um mit dem jungen Grafen is nich viel los. Er is man schwächlich, um die Schwächlichen sind immer so um richten mehr Schaden an als die Dollen."

Stine sah die Schwester an.

"Ja, Du siehst mich an, Kind. Aber es is wahr um wahrhaftig so. Du denkst wunder, wie Du mich beruhigt, wenn Du jagst: «Es is keine Liebhaft.» Ach, meine liebe Stine, damit beruhigt Du mich gar nich; konträr im Gegenteil. Liebhaft, Liebhaft. Gott, Liebhaft is lange nich das Schlimmste. Heut' is sie noch, um morgen is sie nich mehr, um er geht da hin, um sie geht da hin, um den dritten Tag singen sie wieder alle beide: «Geh Du nur hin, ich hab' mein Teil.» Ach, Stine, Liebhaft! Glaube mir, daran stirbt keiner um auch nich mal, wenn's schlimm geht. Was is es denn groß? Na, dann läuft 'ne Olga mehr in der Welt 'rum, um in vierzehn Tagen kräht nich Huhn nich Hahn mehr danach. Nein, nein, Stine, Liebhaft is nich viel, Liebhaft is eigentlich gar nichts. Aber wenn's hier sitzt (und sie wies aufs Herz), dann wird es was, dann wird es ekelig."

Stine lächelte.

"Du lachst, und ich weiß auch warum. Du lachst, weil Du denkst, Pauline weiß nichts davon und kann auch nichts davon wissen, denn es hat ihr nie hier gesehen. Um das hat auch seine Wichtigkeit damit. Ich bin noch so drum 'rumgekommen. Aber, meine liebe Stine, man erlebt nich bloß an sich selbst, man erlebt auch an andern. Um ich sage Dir, von so was, wie Du mit dem Grafen vorhaft oder der Graf mit Dir, von so was is noch nie was Gutes gekommen. Es hat nu mal jeder seinen Platz, um daran kannst Du nichts ändern, um daran kann auch das Grafchen nichts ändern. Ich pusste was auf die Grafen, alt oder jung, das weißt Du, haft es ja oft genug gesehen. Aber ich kann so lange pussten wie ich will, ich pusste sie doch nich weg, und den Unterschied auch nich; sie sind nu mal da, und sind wie sie sind, und sind anders aufgepöppelt wie wir, und können aus ihrer Haut nicht

'raus. Um wenn einer mal 'raus will, so leiden es die andern nich und ruhen nich eher, als bis er wieder drin steckt. Um denn kannst Du hier so lang' in die Sonne kucken, bis sie morgens bei Polzins oder bei der Frau Privatsekretär wieder 'rauskommt, er kommt doch nich, er sitzt erster Klasse mit Plüsch um hat noch ein Luftkissen bei sich, um sie hat 'nen blauen Schleier an'n Hut, um so geht es heidi! nach Italien. Um das is denn, was sie Hochzeitsreise nennen."

"Ach, Pauline, so kommt es nich."

"Ja, so kommt es, mein armes Stineken. Um wenn es nich so kommt, na, denn kommt es noch schlimmer, denn is er ein Eigensinn um will partout mit'n Kopp durch die Wand, um da hast Du denn den Kladderadatsch erst recht. Glaube mir, Kind, von 'ne unglückliche Liebe kann sich einer noch wieder erholen um ganz gut 'rausmauern, aber von's unglückliche Leben nich."

11. Kapitel.

Baron Papageno (niemanden über sich) wohnte von alter Zeit her drei Treppen hoch, teils weil er das seiner Meinung nach erst in etwa Dachhöhe beginnende Ozon auch in seiner Berliner Abschwächung nicht missen wollte, teils weil er einen Widerwillen hatte, bei jeder über ihm stattfindenden Mahlzeit ein halbes Dutzend Menschen und Stühle herumpoltern zu hören. Namentlich war ihm das Hin- und Herstrammen in den Tod verhaßt, das seiner in früheren Wohnungen gemachten Erfahrung nach überall da blühte, wo Kinder mit zu Tische saßen, Kinder, die noch nicht alt genug waren, ihren Stuhl manierlich heranzustellen und sich deshalb aus hilfswiese zum Schieben gezwungen sahen. Neben dem Griffelgequiesch auf Schiefertafeln gab es nichts, was ihn so nervös gemacht hätte, wie solche Stuhl- und Rutschfahrten ihm zu Häupten.

Aber freilich, seine der gesamten Wohnungsfrage geltenden Sorglichkeiten beschränkten sich nicht auf Luftschicht und Hausruhe, sondern zeigten sich beinah mehr noch in dem Raffinement, mit dem er bei der Wahl der Stadtgegend verfahren war und Zietenplatz und Mohrenstraßen-Ecke gewählt hatte. Wie sich denken läßt, hielt er diese seine Kastell-Ecke für nicht mehr und nicht weniger als den schönsten Punkt der Stadt und lag darüber mit dem alten Grafen in einer beständigen Fehde. Dieser seinerseits zog die Behrenstraße weit vor, unterlag aber bei den sich darüber entspinneuden Streitigkeiten jedesmal, weil er in der üblen Lage war, mit bloßen legitimistischen Sentiments gegen Thatfachen fechten zu müssen. „Ich bitte Sie, Graf," jagte dann Papageno mit einer von vornherein überlegenen Miene, „was haben Sie, Hand aufs Herz, in der Behrenstraße? Sie sehen nun schon sieben Jahre lang in das Portal der kleinen Mauerstraße hinein, ohne je was anderes herauskommen zu sehen, als eine Kutsche mit einer alten Prinzessin oder einer noch älteren Hofdame. Das ist mir aber, offen gestanden, trotzdem die Kutschen zu sind, als Point de vue nicht anziehend genug. Und nun vergleichen Sie damit meine Mohrenstraßen-Ecke? Sag' ich zu viel, wenn ich behaupte, daß mir, von meinem Ausguck aus, ganz Berlin, soweit es mit-spricht, zu Füßen liegt? Was ich jeden Morgen zuerst zu begreifen in der Lage bin, ist der alte Zieten auf seinem Postament. Als er noch weiß war, war er mir freilich noch lieber und wenn ich ihn damals so marmorblank in der Morgensonne

dasiehen und leuchten sah, dacht' ich mitunter, er werde reden wie der selige Memnon aus seiner Säule. Nun, das hat er schon damals unterlassen, und seitdem er erz- und olivenfarben geworden ist, ist es vollends damit vorbei, — die besseren Tage liegen ihm und anderen zurück. Aber besser oder nicht, der alte Zieten ist überhaupt nur Vorposten an dieser Stelle, hinter dem ich (die Menge muß es bringen) an jedem neuen Tage nach links hin die Gamaschen des alten Dessauers und nach rechts hin die Fahnenspitze des alten Schwerin blinken sehe. Vielleicht ist es auch sein Degen. Und an arrière meiner Generale türmen sich die Ministerien auf, und Pleß und Borßig, und wenn ich mich noch weiter vorbeuge, seh' ich sogar das Gitter von Radziwill, jetzt Bismarck, und durchdringe mich mit dem patriotischen Hochgefühl: hier Preußen unter dem alten Fritz, dort Preußen unter dem eisernen Kanzler."

So liebte Baron Papageno zu perorieren und schloß dann in der Regel mit Citaten aus der ersten Strophe des „Ring des Polykrates,“ womit sich seine Kenntnis der Ballade, wie bei vielen andern, erschöpfte.

Der Baron lag auch heute wieder im Fenster, aber nicht nach dem Zietenplage, sondern nach der Mohrenstraße hinaus, und beobachtete die Sperlinge, die gerad' gegenüber in der Dachrinne saßen und sich unter beständigem Gepiep und Gehupf, dem dann ein abschüttelndes Flügel schlagen folgte, den Extravaganzen eines geordneten oder vielleicht auch ungeordneten Familienlebens hingaben. Er sann eben darüber nach, ob er sich nicht aus moral-pädagogischen Gründen ein kleines Pustrohr anschaffen und durch Hinüberschießen kleiner Lehmkugeln etwas mehr Ascese heranzubilden solle, als er draußen auf dem Flur die Klingel gehen hörte. Seine Wirtin mußte, der Tagesstunde nach, eigentlich noch zu Hause sein, und so hielt er vorläufig ruhig auf seinem Beobachtungsposten aus, bis das mehrfach wiederholte Klingeln ihn veranlaßte nachzusehen, was es sei.

Baron Papageno hatte draußen den Postboten erwartet und war nicht wenig überrascht, statt seiner den jungen Grafen vor sich zu sehen. „Ah, Waldemar! Herzlich willkommen. Wie Zeit und Jugend sich ändern! Ich schließ immer noch um elf, und Sie sind schon auf und gestiefelt und gepoirt und machen Ihre Wisiten. Aber bitte, geben Sie mir Ihren Überzieher. Oder wenn Sie meine Dienste verschmähen, auch gut; auch das alte «Selbst ist der Mann» hat seine Vorzüge. Hier an diesen Kiesel, wenn ich bitten darf. Und nun lassen Sie mich vorangehen und den Führer machen . . . Soll ich das Fenster schließen?“

„Ich denke,“ sagte der junge Graf, „wir lassen es wie's ist.“

„Gut. Oder vielmehr desto besser. Nichts über frische Luft. Ich war eben naturhistorischen Betrachtungen hingegeben und zwar dem Liebesleben einer Sperlingsfamilie drüben in der Dachrinne. Nichts interessanter als solche Betrachtungen. Und warum? Weil wir ihnen entnehmen dürfen, daß auch das tierweltlich Intrikateste seine Parallelstellen in unserem eigenen Leben findet. Glauben Sie mir, Waldemar, nichts falscher als die Vorstellung, daß es mit der Gattung homo was ganz Besonderes sei.“

Der junge Graf nickte zustimmend. Der alte Baron aber, ohne sich im geringsten um Anzweiflung oder Zustimmung zu kümmern, fuhr in dem ihm eigenen jovialen Tone fort: „Sehen

Sie, Waldemar, die Sperlinge. Meine Passion! Jedes Alter hat seine Passionen und die Sperlinge repräsentieren am Ende nicht die schlimmste. Hübsch freilich sind meine Freunde drüben nicht und auch nicht wählerisch, eigentlich in nichts, im Gegenteil, immer fröre cochon, aber auch immer amüsant, und das ist für mich das Entscheidende. Denn die meisten Tiere — wiederum ganz nach höherer Analogie — sind herzlich langweilig, darunter selbst solche, die für bevorzugt gelten, und fast möcht' ich sagen, den Vortritt haben. Nehmen Sie beispielsweise den Hahn. Er denkt sich Wunder was und ist doch eigentlich nur ein Geck. Außer dem Amte, das ihm obliegt und über das ich in so früher Stunde nicht gern sprechen möchte, was thut er sonst noch, das der Rede wert wäre? Nichts. Er hält Sommers von drei Uhr ab seine Dienststunden. Aber das ist mir zu wenig. Und nun vergleichen Sie damit den Sperling. Immer guter Laune, gesprächig, fidel. Überall guckt er rein, alles will er wissen, alles will er haben, — die reinen Preußen in der Weltgeschichte der Vögel . . . Aber ich verschwaze mich, die Sperlinge sind nun mal mein Steckenpferd, ein etwas sonderbares Bild. Und nun nehmen Sie Platz, wenn ich bitten darf . . . Cigaretten? Oder einen Morgencognac?“

Und er fuhr im Zimmer hin und her, um zunächst ein Kistchen Cigaretten und dann Aschbecher und Feuerzeug vor den jungen Grafen hinzustellen. Als er aber endlich damit zu Rube war, nahm er selber Platz und blickte mit seinen fremdlich-grauen Augen, die pffiffig und unbedeutend in die Welt hineinsahen, seinen Besucher an.

„Ich komme,“ begann dieser, „in einer etwas diffizilen Angelegenheit . . .“

„Also Geldsache,“ warf Papageno dazwischen und versuchte zu lachen. Denn seine Finanzlage war nicht die beste.

„Nein, nicht das, lieber Baron. Es handelt sich vielmehr um eine Herzens- und Standesache. Rund heraus, ich habe vor, mich zu verheiraten.“

„Ah, charmant. Eine Hochzeit. Wahrhaftig, ich wüßte nicht, lieber Waldemar, was Sie mir Lieberes sagen könnten. Ich hab' es verpaßt und stecke nun in meinen Junggesellen-Pantoffeln. Aber wenn ich höre, daß ein anderer es wagen will, da faßt mich immer ein heftiger Neid und ich höre nichts als Orgel und Tanzmusik und sehe nichts als Bouquets und kleine weiße Atlasschuhe. Die sind auch eine Passion von mir, beinah noch mehr als die Sperlinge. Und aus allen Backöfen werden dann Kuchen gezogen und abends steigen Raketen aus dem Park in den schwarz-blauen Himmel auf, und im Krüge, was immer das Interessanteste bleibt, giebt es nichts als Friesröcke, Brusttag und Zwickelstrümpfe.“

„Meine Hochzeit, lieber Baron, wenn sie überhaupt stattfindet, wird mutmaßlich einfacher verlaufen. Ich habe nicht unter den Komtessen des Landes gewählt und bin, von unserem Standpunkt aus angesehen, eine gute Stufe herabgestiegen . . .“

„Auch das hat seine Vorzüge. Junge Bourgeoise?“

„Nein, Baron, Sie müssen noch eine Stufe tiefer. Ich habe vor, die Zustimmung des Mädchens vorausgesetzt, mich mit der Schwester der Pittelkow zu verloben, mit Stine.“

Der Baron war aufgesprungen. Er faßte sich aber schnell wieder und sagte, während er sich setzte: „Sie werden Ihre Gründe gehabt haben. Außerdem weiß ich aus hundert Er-

lebnißen, um nicht zu jagen aus eigener Erfahrung, welche Launen Gott Amor hat und in welchen Sprüngen und Abweichungen er sich gefällt. Man kann beinahe sagen, er hat eine Vorliebe für den Ausnahmefall. Aber Ihr Onkel? Ihre Familie?"

„Das eben ist es, Baron, weshalb ich zu Ihnen komme. Daß meine Familie niemals zustimmen wird, ist mir gewiß, auch liegt es mir fern, nur den Versuch dazu machen zu wollen. Ich respektiere die herrschenden Anschauungen. Aber man kann in die Lage kommen, sich in thatsächlichen Widerstreit zu dem zu setzen, was man selber als durchaus gültig anerkennt. Das ist meine Lage. Meine Familie kann den Schritt nie gut heißen, den ich vorhabte, braucht es nicht, soll es nicht, aber sie kann ihn gelten lassen, ihn verzeihen. Und diese Verzeihung möcht' ich haben, nichts weiter. Ich will keine guten Worte hören, aber wenn's sein kann, auch keine bösen. Es genügt mir, einer gewissen Teilnahme sicher zu sein, in der sich dann, aufs letzte hin angesehen, doch immer noch ein Rest von Liebe birgt. Und mir diese Teilnahme zu gewinnen, dazu bedarf ich eines Anwalts. Glauben Sie, daß mein Onkel geneigt sein könnte, dieser Anwalt zu sein? Sie kennen ihn besser als ich. Er gilt für stolz bis zum Hochfahrenden, andererseits hab' ich ihn in Situationen gesehen, die die Mehrseite davon waren. Sie wissen, Baron, welche Situationen ich meine. Und nun sagen Sie mir, was hab' ich von dem Onkel zu gewärtigen? Sind Sie der Meinung, daß ich einer heftigen Scene voller Unlieblichkeiten und vielleicht voller Beleidigungen entgegen gehe, so verzichte ich von vornherein auf den Versuch, ihn zu meinem Fürsprecher bei meinen Eltern machen zu wollen.“

Der Baron sah vor sich hin und wribbelte an seinem grauen, etwas manfigen Schnurrbart. Endlich, als er einsah, daß er wohl oder übel sprechen müsse, warf er sich in den Schaukelstuhl zurück und sagte, während er jetzt ebenso nach der Zimmerdecke hinauf, wie vorher zur Erde nieder starrte: „Lieber Haldern, wer rät, gerät leicht mit hinein. Und ich gerate nicht gern mit hinein; in nichts. Aber Sie wollen meine Meinung und so muß ich sie geben und meine Voricht opfern. Nun denn, es scheint mir unerlässlich, daß Sie mit Ihrem Onkel sprechen.“

„Ich freue mich dieser Bestätigung meiner eignen Ansicht.“

„Sie müssen mit ihm sprechen, sag' ich, auf alle Fälle, trotzdem ich weiß, daß er ein absolut unberechenbarer Herr ist und sich aus lauter Widersprüchen zusammensetzt oder doch aus Eigenschaften, die danach aussehen. Er steckt, und insoweit liegt die Sache zunächst nicht allzugünstig für Sie, bis über die Thren in Dünkel und Standesvorurteilen, und doch ist es ebenso gut möglich, daß er Sie hilft und unarmt und sich vorweg zu Gevatter läßt. Auf Ehre.“

Waldemar lächelte vor sich hin, aber es war ein Lächeln, das mehr Zweifel als Zustimmung ausdrückte.

„Ja, Waldemar. Sie lächeln. Und wenn ich Ihren Onkel nach seiner Alltags- und Durchschnittslaute beurteile, so kann ich nur sagen, Sie haben ein Recht zu lächeln. Aber, um es zu wiederholen, er ist auch einer völlig entgegengesetzten Auffassung fähig, und ich hab' ihn im Klub und auch sonst wo Dinge sagen hören, daß mir das Blut in den Adern starre.“

„Und in Fragen wie diese?“

„Wie Sie sagen; just in Fragen wie diese. War es vor

oder nach dem Kriege, gleichviel, aber es sind noch keine zehn Jahre, daß sich der jüngste Schwilow mit der Duperré verlobte, Ballettense comme-il-faut. Sie werden sich ihrer erinnern und damals von der Sache gehört haben. Nun, Waldemar, wenn ich sage, die Duperré hatte, was Ruf angeht, einen Knax, so sagt das eigentlich gar nichts, denn sie war ein Knax vom Wirbel bis zur Zeh (die Zeh selbst war natürlich ihr Bestes) und alle Welt war außer sich und der Klub ballottierte den armen Schwilow, den sie damals Schmilow und ich weiß nicht wie sonst noch nannten, heraus. Lauter schwarze Augen. Was aber that Ihr Herr Onkel? Er gab ihm mit Ostentation eine weiße Kugel. Und als ich ihn auf dem Heimwege nach dem Warum fragte, blieb er vor der Kampe von Prinz Georg stehen, unten wo die Bohlenbretter liegen oder wenigstens damals noch lagen, und perorierte so laut in die Behrenstraße hinein, daß die Schildwache bis an das Eisengitter der Kampe herantret und hinunter sah, um zu sehn, was es denn eigentlich gäbe. Und was war es, das er sagte? Das wäre der erste vernünftige Schritt, den das Haus Schwilow seit 500 Jahren gethan. Einer wäre beim Gremmer-Damm, in der sogenannten «ersten Hohenzollernschlacht» für die neu-freierete Nürnbergerei gefallen, was grad' auch nicht das geschickteste gewesen, seitdem aber schweige die Geschichte von ihnen, was ein wahres Glück sei, sie würde sonst nur von Imbeciles und im günstigsten Fall von allerlei Durchschnittsware zu berichten gehabt haben, von öden Mittelmäßigkeiten, die sich mit den umwohnenden Stows (die gerade so wie die Schwilows waren) in einem fort veräppelten und verschwägerten und sich unansgehet der Aufgabe hingaben, die 16 Ahnen, die sie schon zu Albrecht des Bären Zeiten hatten, auf 32, 64 und 128 zu bringen. Was ihnen denn auch, wie nicht erst versichert zu werden brauche, längst geglückt sei. Denn schon beim Regierungsantritt des großen Kurfürsten hätten sie die Zahl voll gehabt. Und in derselben riesigen Proportion, wie die Ahnenreihe, sei auch die Stultitia gewachsen, die einzig historisch beglaubigte Ahnfrau des Geschlechts. Und nun passen Sie auf, Papageno (so schloß er), wir erleben es freilich nicht mehr und können es nur von einem andern Stern aus — vielleicht von der Venus, was mir das Liebste wäre — beobachten, aber das sag' ich Ihnen, diese Ballettense bringt die ganze Sippe wieder auf die Beine, der ganze Stammbaum, der gerade deshalb für uns und die Menschheit so dürr ist, weil er für sich selbst so wunderbar grünt und blüht, kriegt wieder ein andres Ansehen, und wo bis jetzt immer nur Landrat oder Deichhauptmann stand, stehen, von Anno 1900 an, junge Genies, Feldherrn und Staatsmänner, und irgend ein Skriblifax schreibt ein dickes Buch und beweist durch Grabschriften und Taufscheine, daß die Duperré die Tochter oder Enkelin des Admirals Graf Duperré gewesen sei, desselben prächtigen alten Duperré, der 1830 Algier bombardierte, den Bey von Tunis gefangen nahm und fast so vornehm war wie die Montmorencys oder die Lufignans. Glauben Sie mir, Baron, ich kenne Familien und Familiengeschichten und mein Wort zum Pfande, wo das alte Blut nicht aufgefriescht wird, da kann sich die ganze Sippe begraben lassen. Und behufs Auffrischung giebt es nur zwei legitime Mittel: Illegitimitäten oder Mesalliancen. Und, sittenstrenger Mann der ich bin, bin ich natürlich für Mesalliancen.“

(Fortsetzung folgt.)

Graf Walujew.

von

Arthur Kleinschmidt.

Jeder ist einer aus der glänzenden Suite dahingegangen, die noch vor wenig Jahren Kaiser Alexander II. von Rußland umgab; Gortschafow, Orlow, Schwalow ist soeben Walujew hinübergefolgt. Peter Alexandrowitsch Walujew gehörte einer alten, wenig begüterten Adelsfamilie an und wurde in Moskau am 4. Oktober (22. September) 1815 geboren; er empfing eine ausgezeichnete Erziehung und brachte es dahin, sieben Sprachen mit voller Meisterschaft zu beherrschen. Im April 1831 trat der Sechzehnjährige in die Kanzlei des Moskauer Generalgouverneurs und zog durch seine edle Haltung, vornehme Schönheit und ritterlichen Manieren das Wohlgefallen des Kaisers Nikolaus auf sich, der ihn 1834 zum Kammerjunfer ernannte. Peter Alexandrowitsch war weit entfernt, sich mit der benedicten Rolle des ersten Beau des Hofes zu begnügen, er war vor allem ein Arbeiter. Seit 1834 der ersten Abtheilung der Geheimkanzlei des Kaisers überwiesen, kam er 1836 zu Rußlands Tribonian, dem Wirklichen Geheimrate Speranski, dem Schöpfer des Swod, gewiß dem größten Legisten und dem Reformator Rußlands, der seine Talente zu würdigen und zu entfalten verstand. 1843 wurde er dem Oberprokureur des neunten Departements des dirigierenden Senats zugeteilt und vom Dienste in der zweiten Abtheilung der Geheimkanzlei des Kaisers, den er seit 1840 leistete, enthoben, war von Dezember 1845 bis April 1846 Beamter zu besonderen Aufträgen bei dem Generalgouverneur von Livland, Esthland und Kurland, dem ebenso bigotten wie altrussischen und deutschfeindlichen Generale Golowin, dessen Reisekanzlei er leitete, und trat 1849 in das Ministerium des Inneren unter Graf Perowski. Seit 1852 Wirklicher Staatsrat, ging Peter Alexandrowitsch 1853 als Civilgouverneur nach Kurland. Seine vorzüglichen Leistungen hatten ihm in St. Petersburg die Hochschätzung aller Vorgesetzten erworben und ihm eine große Aussicht in die Zukunft eröffnet, trotzdem verließ er den Glanz des kaiserlichen Hofes, an dem er Kammerherr geworden, und das Getriebe des Regierungscentrums und zog in die stille Provinz; ein Hauptmotiv dazu war das Unglück, das er in der Ehe mit der launenhaften Tochter von Rußlands beliebtem Dichter, dem Fürsten P. A. Wiasemski, gefunden hatte; desto glücklicher sollte seine zweite Ehe werden, die er, 1854 verwitwet, 1855 mit einer armen protestantischen Generalstochter schloß, und die ihn Gott bis zum März 1883 gewährte. Dort in den Ostseeprovinzen wühlte die griechische Kirche, um das lettische Landvolk zu bekehren; der Civilgouverneur Walujew aber wollte nichts davon wissen und war zu ehrenhaft, um zu solchem Intriguenspiele seine Hand zu leihen; mit Freude und hoher Sympathie schaute auf sein Wirken der noch heute in den Ostseeprovinzen unvergessene Generalgouverneur Fürst Sinworow, dem alle russische Borniertheit ein Greuel war. Welch ein fähiger Kopf Walujew war, ersah Sinworow und wer da Augen zu sehen hatte, aus den Memoires, die er über die Schäden der Administration schrieb, und die thatsächlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregten; Walujew forderte voll Freimut die Abschaffung der Branntweinpacht, von der er behauptete, sie forrumpiere den ganzen Beamtenstand, die eigentlichen Gouverneure seien die Branntweinpächter, von denen die Beamten einen Hauptteil ihrer Einnahmen bezögen, auch die ganze Polizei sei in ihrer Tasche, und weil Fürst Gortschafow geäußert hatte: «La Russie ne boude pas, elle se recueille,» so meinte Walujew, dies Wort könne nur ins Leben übersezt werden, wenn Rußland sich in solchen administrativen Lebensfragen sammle. Auch sprach er für die allmähliche Aufhebung der Leibeigenschaft. Wir wissen, mit welchem Interesse der hochsinnige Großfürst-Thronfolger die geistvollen Memoires des Staatsrats Walujew

las, und wie ihn als Kaiser ihr Eindruck nicht verließ. 1858 ernannte er Walujew zum Departementsdirektor im Domänen-Ministerium, und Walujew bahnte nun die Abschaffung der Branntweinpacht und der Leibeigenschaft auf den Staats- und Kronländern an, wurde 1859 mit dem landwirtschaftlichen Departement betraut, aber noch in demselben Jahre Präsident des Gelehrtenkomitees im Ministerium der Kronländer, Geheimrat und Staatssekretär, 1861 Geschäftsführer des Ministerkomitees und Mitglied des Komitees zur Pflege verdienter Civilbeamten. Der tüchtige Minister des Innern, Lanskoi, der in der Aufhebung der Leibeigenschaft eine politische Notwendigkeit erkannte, fühlte das Sinken seiner Kraft und trat im Frühling 1861 ab, Walujew wurde im April d. J. Leiter des Ministeriums, Präsident der Oberleitung für Kinderasyle u. s. w., im November d. J. Minister des Inneren in höchst kritischer Zeit. Er sollte das von Alexanders II. Edelsinn geplante Werk der Emancipation durchführen. Mit hoher Mäßigung leitete Walujew das Staatsschiff zwischen Scylla und Charybdis, den Klippen der Reaction und der Ubersetzung, hindurch, und wirkte mehr als irgend ein zweiter Staatsmann auf soziale und administrative Reformen ein. Er legte 1861 die Tumulte in St. Petersburg bei, trennte 1862 die Justiz von der Verwaltung, veranstaltete Untersuchungen über die Lage der Juden, die er wesentlich hob, und betrieb seit Januar 1864 die Einführung der landwirtschaftlichen Selbstverwaltung in den großrussischen Gouvernements; die Semstwo von 1864 sind sein Werk, an dem schon gar viel beschnitten worden ist, und das man gerne ganz beseitigen möchte. Sein Pressegesetz von 1865 beschränkte die Censur kräftig, schuf aber für sie einen unerfreulichen Ersatz in dem viel mißbrauchten Verwarnungssystem. Offen und ehrlich, wie es in seiner Natur lag, mißbilligte er das brutale Treiben Rußlands in Polen, und immer wieder riet er Alexander II. zu Milde und Versöhnung anstatt zur Russifizierung mit Beil und Knute; darum war er Leuten, wie dem Generalgouverneur Grafen Murawiew, dem Feindiger Polens, ein Stein des Anstoßes, und trotz der ergebnen Briefe Murawiew's an Walujew, die uns vorliegen, wühlte er beständig gegen Walujew, der Polen zu völliger Autonomie verhelfen wollte, zieh ihn kosmopolitischer Verwaschenheit und persönlicher Eitelkeit, die zu befriedigen ihm wichtiger wäre als Rußlands Heil. Lange hielt sich Walujew durch das innige Vertrauen des Monarchen, der ihn 1866 zum Wirklichen Geheimrat beförderte; er wurde 1867 auch Ehrenmitglied der kaiserlichen Academie der Wissenschaften und der Gesellschaft zur Pflege verwundeter und kranker Soldaten und schlug alle Angriffe Murawiew's, Kattows, Ahtafows, des Kriegsministers Wiliutin u. a. ab. Da aber verband sich der Thronfolger mit der mächtigen Opposition; dem gemeinsamen Ansturm erlag der geniale Minister, wohl der bedeutendste Minister des Innern im modernen Rußland; unter dem Vorwande seiner allerdings leidenden Gesundheit legte er im Februar 1868 das Portefeuille nieder; der unfähige Timaschew übernahm es. Als bald ging derselbe rücksichtslos gegen alles deutsche Wesen vor, während Walujew ein großer Freund Deutschlands war; rühmte er sich doch gerne, Bismarck's Genie schon zu einer Zeit erkannt zu haben, da noch alle Welt in Berlin ihn schalt und nicht gelten ließ; liebte er doch deutsche Bildung und deutsche Kunst und citierte mit Vorliebe unsere großen Dichter! Nach seinem Rücktritte vom Ministerium wurde Walujew in die große Versorgungsanstalt der verabschiedeten Größen, den Reichsrat, aufgenommen und Ehrenmitglied des Medizinalrats, hielt sich aber meistens im Ausland auf; da er länger in Rom verweilte, sprach man von geheimen Verhandlungen mit dem Papste. Nachdem er 1871 Mitglied des Hauptrates der weiblichen Unterrichtsanstalten und Ehrenvormund im Vormundsrate geworden, auch im März d. J. die Leitung der St. Petersburger Waiseninstitute übernommen hatte, erfolgte 1872 seine Ernennung zum Domänenminister. Als solcher leitete er die hochbedeutende Enquete über den Zustand der Landwirtschaft in Rußland, deren Ergebnisse in vier Bänden niedergelegt und Anlaß

zu vielen neuen Maßnahmen wurden. Im Januar 1880 wurde Peter Alexandrowitsch Präsident des Ministerkomitees und der Wittschriftenkommission, und als sein dankbarer Kaiser am 2. März d. J. sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feierte, erhob er die Säule seines Thrones in den erblichen Grafenstand; bald darauf rafften die Nihilisten den besten, aber energielosen Monarchen hin. Alexander III. war schon als Großfürst Walujew's Gegner gewesen; als Walujew im April 1881 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, zeichnete er ihn jedoch in hervorragender Weise aus und dankte ihm durch ein Reskript für die ihm und seinem Vater geleisteten Dienste. Als aber der Herbst ins Land kam, wurde der Graf betrügerischer Handlungen, des Unterschleifs u. dgl. beschuldigt und unter dem durchsichtigen Vorwande zerrütteter Gesundheit im Oktober 1881 der Ämter als Präsident des Ministerkomitees, der Wittschriftenkommission und des Komitees für die kaukasischen Angelegenheiten enthoben. Die Untersuchung rechtfertigte den Ehrenmann in glänzender Weise, Alexander III. sprach ihm zu Anfang des Jahres 1882 seine warme Anerkennung in einer Audienz aus, Walujew trug bei der Krönung des Kaisers am 27. Mai 1883 den Reichsapfel und empfing den höchsten Orden, den des heiligen Andreas, in Brillanten. Der Graf war fast ohne Vermögen, besuchte nur selten die Sitzungen des Reichsrates und lebte sehr zurückgezogen in seinem bescheidenen Hause am Wohnsitz-Prospekte; er war nicht mehr von der kaiserlichen Huld begnadet, denn er galt für liberal, für einen Anhänger der aus dem Westen importierten Kultur, also nicht für national; er sah unter dem neuen Regimente Stein um Stein von dem zerbröckeln, was er unter dem vorigen mühsam zu einem Ehrendenkmale für seinen vergötterten Monarchen aufgebaut hatte. Da flüchtete er sich denn in die unpolitischen und internationalen Gebiete der Litteratur. Im Frühling 1882 erschien bei Koettger in St. Petersburg (deutsch bei Brockhaus in Leipzig) sein rasche Verbreitung findender Roman in drei Bänden „Lorin,“ den man Disraelis wegen den „russischen Eudymion“ getauft hat; in ihm sprach sich Walujew als großer Verehrer der Petrinischen Reformen gegenüber der nationalen Reaktion aus und schilderte edel- und freidenkende Menschen im Gegensatz zu den landläufigen Pessimisten und Nihilisten, Gestalten wie Lorin, die Gräfin Iskrigly, die Fürstin Welsky, die Familie Sjobolin leben und weben, sind nicht müßige Phantasiegebilde halb oder ganz verdrückten Glücks. Außerdem gab Walujew heraus eine „Sammlung kurzer frommer Sprüche für alle Tage des Jahres,“ und ließ anonym im Journale „Echo“ eine religiöse Erzählung erscheinen; auch arbeitete er an Erinnerungen aus seinem erlebnisreichen Dasein. Längeren schweren Leiden erlag er in der Nacht zum 10. Februar 1890 in St. Petersburg; er hatte verboten, daß seinem Sarge die Orden vorgetragen und irgend ein Pomp entfaltet würde, und demgemäß fand die Beisetzung auf dem Friedhofe des St. Alexander Newski-Klosters in ganz bescheidenem Stile statt, die zahllosen Kränze freilich konnte kein Wille über das Grab hinaus den dankbaren Armen, den trauernden Freunden wehren.

Das Spiel- und Festhaus zu Worms.

Von

Ernst Otto Rodnagel.

Das Bedürfnis nach einer durchgreifenden Reform unserer deutschen Theaterverhältnisse ist nicht erst von heute. Wir haben eine umfangreiche Litteratur über diese Frage, und schon viele haben sich an der praktischen Lösung derselben versucht, sich daran die Zähne ausgebissen. Das Gemeinfame aller dieser früheren Reformversuche ist, daß sie von der Grundlage des herkömmlichen „stehenden Theaters“ ausgingen.

Friedrich Schön in Worms ist nun von der Ansicht aus-

gegangen, daß die Schaubühne ihre Aufgabe, eine Bildungsanstalt, die vornehmste Bildungsanstalt für das Volk zu sein, nicht erfüllen kann, solange sie durch die Höhe der Eintrittspreise dem Volk unzugänglich ist. Und da diese in immerwährendem Steigen begriffen sind, droht die Gefahr immer mehr, daß der Theaterbesuch ein Privileg der Besitzenden wird. Ferner ist es, wenn die Bühne ihrer Aufgabe gerecht werden soll, nötig, daß sie sich von der Herrschaft des Tagesgeschmackes, der Mode emancipiert und nur Gutes darbietet, daß sie den verrohten und verimpelten Geschmack der Menge wieder für eine wahre Kunst tüchtig macht, das Volk wieder zur Kunst erzieht, zur Kunst, die denn doch wahrhaftig zu edel ist, um dem bloßen Unterhaltungsbedürfnis, dem reinen Vergnügen der Sinne zu dienen.

Durch fortgesetzte Darbietung von Gutem — unter völligem Ausschluß der geistlosen, blödsinnigen Plattheiten in der Poesie, sowie der lästernen Gemeinheit in der Operette — bei so billigen Preisen, daß man auf ein stets gefülltes Haus rechnen kann, ließe sich diese Geschmackserziehung wohl mit der Zeit durchführen.

Um aber die Preise der Plätze auf ein Minimum reduzieren zu können, müßte man auch eine entsprechende Verminderung der Betriebskosten anstreben, — wodurch man gleichzeitig der Notwendigkeit allzu häufiger Aufführungen enthoben werden könnte, bekanntlich eines der Hauptgebrechen unserer meisten Bühnen. — Zur Erreichung dieses Zieles bieten sich zwei Mittel dar: Man kann die Zahl der anzustellenden Schauspieler verringern und für untergeordnetere Rollen Dilettanten heranziehen. Sodann läßt sich der Gebrauch von Dekorationen wesentlich einschränken. Auf diese Weise ließe sich eine nennenswerte Verbilligung der Plätze erreichen. Es erhebt sich jedoch die Frage, ob mit diesen Mitteln der Sache selbst gedient ist, ob sie nicht vielleicht darunter Schaden leidet. Denn selbstverständlich darf der materielle Gesichtspunkt nicht der ausschlaggebende sein.

Man kann die Zahl der anzustellenden Schauspieler verringern; ja noch mehr, man kann überhaupt darauf verzichten, eine eigene Schauspielgesellschaft zu halten, die doch in den seltensten Fällen allen Anforderungen genügen kann. Viel geringer werden die Kosten sein, wenn man mit einer benachbarten größeren Bühne einen Spielvertrag abschließt, oder wenn mehrere Bühnen sich zu gemeinsamer Wirksamkeit vereinigen. Ein großes Gezeiter hat man über die Mitwirkung von Dilettanten erhoben. „Man gehe nicht ins Theater, um sich von Stümpern langweilen zu lassen.“ — Mit der „Stümpererei“ ist es gar nicht so schlimm. Was dem Dilettanten gegenüber dem Berufsschauspieler abgeht, ist die Routine, voraus hat er aber vor jenem ein gesundes und natürliches Gefühl, so daß er, um mit Lessing zu reden, sich nur einige Stunden in den Gedanken einzuleben braucht, er sei, was er darstelle. Wenn er dann frisch von der Leber redet, dann wird seine Darstellung sicher gut sein. Ich muß sagen, ein solcher Dilettant ist mir lieber als ein Berufsschauspieler mit seiner veralteten Schablone oder seinen Virtuosenmäzchen. Es sind eben leider nicht alle Schauspieler Genies, so viele es auch selbst von sich glauben mögen.

Aber werden die Leute nicht durch ihre Verwendung bei der Bühne zerstreut, für ihre Berufstätigkeit untauglich gemacht? Schwerlich in höherem Maße als durch den Gebrauch, den sie ohnedies von ihrer freien Zeit machen.

Ich will gar nicht einmal von den in qualmigen Bierstuben mit Klatsch und Kanngießern totgeschlagenen Stunden reden: Wie viele sind in größeren Städten namentlich als Statisten, vielleicht gar im Opernchore thätig, unbeschadet ihres Berufes! Wieviel Zeit wird auf Gesangsvereine jeder Art verwendet, deren künstlerischer Wert doch in den meisten Fällen ein recht minimaler ist! Und wieviel Zeit wird selbst mit Theaterspielen, mit den sogenannten „Liebhaber-Vorstellungen“ vertrödelte! Man schaue doch nur einmal in ein großstädtisches Lokalfblatt. Vergeht denn im Winter ein Tag oder wenigstens

eine Woche, daß nicht irgend eine „Concordia,“ „Liedertafel“ oder „Melomania,“ irgend ein Turn-, Fecht-, Ruder- oder Radfahrverein seine „theatralische Abendunterhaltung“ abhält? Ich habe aber noch nicht gehört, daß dadurch die Darsteller der betreffenden Stücke ihrem Berufe entfremdet oder dafür unthätig gemacht worden seien.

Alle die Zeit und die Kraft, die hier an Nichtigkeiten sich zerplittert, soll man sie nicht wie in einem Brennpunkte sammeln und in den Dienst einer großen, edlen Sache, in den Dienst einer nationalen Kunst stellen? Oder sollte dies in der That, wie so viele behaupten, eine Entweihung der Kunst sein und nicht vielmehr die Reaktion gegen eine Entweihung, wie sie seit Jahrzehnten, ja fast seit Jahrhunderten dadurch geübt worden, daß man die herrliche Kunst in den Dienst schnöder Gewinnjucht gestellt?

Auch der Gedanke an Vereinfachung der Bühnenausstattung stieß auf lebhaften Widerspruch. Und doch scheint er sehr berechtigt zu sein. Man will ja keineswegs — wie die Gegner unterziehen — auch im Punkte der Dekorationen zur Einrichtung der „Shakespearebühne“ zurückkehren und gänzlich auf die Dekorationen verzichten. Aber man will sich, ähnlich wie im altgriechischen Theater, auf das zum Verständnis des dargestellten Gedichtes Unerläßliche beschränken. Man geht dabei von der völlig richtigen Einsicht aus, daß es ja gar nicht möglich ist, eine physische Täuschung über den Ort im Zuschauer hervorzurufen. Dies kann nur da gelingen, wo man die Wirklichkeit selbst auf die Bühne bringen kann, also bei Zimmerausstattungen und ähnlichem. Aber die Illusion, die man dadurch hervorruft, wird dann — ist es nicht selbst bei den Meinungen so? — um so rauer gestört, wenn man dem Zuschauer gleich darauf zumutet, eine gemalte Landschaft oder StraÙe, oder ein Haus, das bei der leisesten zufälligen Berührung und beim leinsten Luftzug in erdbebenartiges Schwanken gerät, für bare Wirklichkeit zu nehmen.

Auch die Verwandlungen empfindet man beim gesprochenen Drama — das Musikdrama hat ja völlig verschiedene Lebensbedingungen, muß also hier ganz außer Betracht bleiben — äußerst störend, mögen sie nun bei geschlossenem Vorhang vor sich gehen, wodurch der Zusammenhang zerrissen wird und der Zuschauer Gelegenheit findet, sich auf sich selbst zu besinnen, gleichsam zu erwachen, oder bei offener Scene, wodurch er gezwungen wird, sich zu fragen: „Wie wird das gemacht?“ und wodurch seine Aufmerksamkeit vom Stücke ab- und auf die Geschicklichkeit des Maschinenmeisters gelenkt wird.

Im Interesse der Aufrechthaltung der Illusion ist es also wohl ebenso, wie im rein materiellen, vorzuziehen, die Anforderungen an des Zuschauers Vorstellungsvermögen etwas zu steigern und die Dekorationen, soweit möglich, ganz auszuschließen, im übrigen aber sich mit einer sozusagen „skizzenhaften“ Andeutung des Schauplatzes zu begnügen. Warum sollte auch unserer Phantasie unmöglich sein, was der eines alten Griechen keine Schwierigkeit machte.

Dieser Art sind denn die Mittel, deren die Leitung des Wormser Festhauses sich bedient; sie ermöglichen es in der That, die Preise der Plätze so niedrig zu stellen, daß jeder, auch der Unbemittelte, sich von Zeit zu Zeit einen erhebenden und gebiessenen Genuß verschaffen kann. Denn auch für die Gedeihenheit des Genusses ist Sorge getragen: Da giebt es kein „Francillon,“ keine „Madame Bonivard,“ keine „Fledermaus“ oder „Nanon.“ Alles Anstößige — nicht im Sinne einer vorurtheillichen Censur, die jede Stelle wegstrich, an der ein Dichter es einmal wagte, kein Feigenblatt vor den Mund zu nehmen, und die sich vor kurzem erst wieder in Stettin und Breslau durch Verbot von Abens „Gespenstern“ behätigte — vielmehr alle Stücke, in denen das Unästhetische als etwas Erlaubtes oder Selbstverständliches dargestellt ist, sind satzungsgemäß ausgeschlossen. Denn „für das Volk ist das Beste gerade gut genug!“

Wenden wir uns nun zu der Betrachtung des Baues, in dem diese Grundzüge zur Verwirklichung gelangen sollen. Das

Wormser Spiel- und Festhaus erhebt sich auf einem kleinen Hügel in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes. Schon von weitem macht es mit den schmuken roten und gelben Sandsteinen und den weißverputzten Wandflächen, mit seinem mächtigen, von glasierten Ziegeln gedeckten Kuppeldach einen gar stattlichen Eindruck. Nicht weit von dem Gebäude, nach Osten, erhebt sich der Dom mit seinen vier Thürmen, eines der edelsten schönsten Baudenkmäler romanischen Stils. Dem mußte der Baukünstler Rechnung tragen; daher wählte er für den neuen Kunsttempel ebenfalls die romanische Bauart in ihrer schlichten Großartigkeit und schuf so ein Bauwerk von ganz eigenartiger imposanter Schönheit.

Den Hauptteil des Gebäudes, oder besser Gebäudekomplexes, bildet der großmächtige Kuppelbau, der in vier Abstufungen emporsteigt. An seine Stirnseite schließt sich der Portalbau, nach hinten das Bühnenhaus an. Letzteres steht wiederum mit den Wirtschaftsgebäuden, dem Festhaus, in Verbindung. Der bildnerische Schmuck des Bauwerkes beschränkt sich auf drei Arbeiten Hirts, eines jungen Wormser Künstlers. Über dem Eingang des Wirtschaftsgebäudes befindet sich eine Darstellung von Siegfrieds Kampf mit dem Drachen. Ferner ruhen zu beiden Seiten des Söllers vor dem „Fürstenzimmer“ zwei Löwen in ägyptischem Stile. Über diesem Söller ist das von zwei Wappentieren gehaltene Stadtwappen angebracht mit der Unterschrift:

„Worms, das hoher Ehren wert,
Freude sei dir stets besichert!“

Vor dem Festhause befindet sich der geräumige Kongertgarten, in dessen Mitte ein Musiktempel sich erhebt. Letzterer ist dadurch ausgezeichnet, daß das Orchester teilweise nach Baireuther Muster „versenkt“ ist. Ob sich freilich diese Einrichtung im Freien ebenso bewähren wird, wie im Baireuther Festspielhause, muß der Erfolg lehren. Aus dem Garten führen hohe Bogenthüren in das Innere des Festhauses, dessen Treppenbau in ein schlankes Türmchen gelegt ist. Außer der Wohnung des Wirts und einigen Verwaltungs- und Wirtschaftsräumlichkeiten enthält dieser Gebäudeteil zwei Speisesäle und ein kleines „stilvolles“ Schenzzimmer, dessen Decke auf einem mächtigen Pfeiler mit Rundtisch ruht. Sie ist mit einem Fries geschmückt, die Zeichen des Tierkreises, Sonne, Mond und Sterne darstellend. Die Bedienung geschieht in diesem gemüthlichen Raume durch „Knappen“ in mittelalterlichem Gewande. Aus dem Schenzzimmer gelangen wir in den Festsaal, der, bei einer Länge von 22 Meter, 13 Meter breit und etwas über 10 Meter hoch ist. An einem Ende befindet sich ein kleines, hauptsächlich für Konzertzwecke bestimmtes Podium. Der Saal steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Zuschauerraum des Spielhauses; leider ist aber eben die Verbindungstür geschlossen. Wir müssen daher außen herumgehen und durch den Haupteingang eintreten. Im Innern nimmt uns eine geräumige, hochgewölbte Halle auf, die sich um das ganze Haus herumzieht. Von dieser führen vier Treppen, an jeder Seite eine, zwei vorn, zu den beiden oberen Stockwerken empor, in deren erstem der Zugang zu den „Lauben“ (d. i. Logen; Fremdwörter sind überhaupt nach Möglichkeit vermieden) und zu den „oberen Sperrrögen“ sich befindet, während man aus dem zweiten zu der Orgelbühne und zu den „Emporen“ gelangt. Durch eine der zahlreichen Thüren treten wir in den Zuschauerraum ein. Dieser erhält seine Beleuchtung durch ein kreisrundes Oberlicht von 9 Meter Durchmesser. Durch dieses fällt auch das elektrische Licht in den Raum, wodurch, da man die Lampen nicht sieht, eine Wirkung ähnlich der des Tageslichtes erzielt wird. Die Anordnung der 1183 Sitzplätze entspricht im allgemeinen derjenigen im Baireuther Festspielhause. Amphitheatralische Aufstellung der Sitze, vierzehn „Lauben“ wie in Baireuth die „Fürstengalerie“ und über denselben

* Eine Übertragung des alten Spruches:
„Digna bona laude,
Semper Wormatia gaude!“

noch kleine „Emporen“ wie dort die — zunächst nur für Freifahrteneinhaber bestimmte „Galerie.“ Ubrigens sind die „Lauben“ und „Emporen“ vorwiegend aus akustischen Rücksichten angelegt worden. Die auf beiden Seiten der Bühne nächstgelegenen „Lauben“ (je fünf) sollen nur bei besonderen Gelegenheiten zur Benutzung kommen und sind — ebenfalls aus Gründen der Akustik — in der Regel durch feste Tafeln geschlossen. Sämtliche Sitze klappen automatisch in die Höhe und sind an der Rücklehne mit rotem Plüsch ausgefächelt. Die vordersten vier Sitzreihen, sowie die Plätze auf der Sängerbühne sind die billigsten; der Preis derselben bewegt sich zwischen 25 und 60 Pf. Am teuersten sind die Plätze in den „Lauben“ und die „Sessel“, die in drei Reihen zwischen den „vorderen“ und „oberen“ Sperrsitzen aufgestellt sind. Ihre Preisgrenzen sind 1,50 bis 3 Mark.

Für Sicherheit ist in muster-gültiger Weise gesorgt. Durch 34 Türen leert sich das Haus — als Eingänge sind nur neun geöffnet — in unglaublich kurzer Zeit. In einer Minute kann das Haus bequem geräumt werden. — In Baireuth dauert es erheblich länger; die Zahl der Ausgangstüren ist dort allerdings auch nur zwölf. — Für Reinigung der Luft sorgen zwei große Luftsauger über der Bühne, die auch bei etwaiger Feuersgefahr dem Rauche schnellen Abzug gestatten. Die Mehrzahl der Sitze läßt sich übrigens mit Leichtigkeit entfernen, wodurch in kürzester Zeit ein Versammlungsraum oder Festsaal von größtem Umfange hergerichtet wird. Zum Aufenthaltort der Laubenbesucher oder etwa anwesender fürstlichen Personen während der Pausen ist das nach Osten gelegene Fürstenzimmer mit seinem auf den Dom blickenden Säller bestimmt.

Lehnt sich die Einrichtung des Zuschauerraumes an das Vorbild des Baireuther Festhauses oder des antiken Theaters an, so diente der Bühneneinrichtung diejenige der alt-englischen sogenannten Shakespeare-Bühne als Muster. Die Bühne besteht aus drei Teilen; die durch eine Freitreppe mit dem Zuschauerraum verbundene Vorderbühne mißt 14 Meter in die Breite und etwa 4 Meter in die Tiefe. Das „Profenium“ — soweit man von einem solchen reden darf — der Hinterbühne besitzt eine Breite von 9 Meter und ist 10 Meter hoch. Die Hinterbühne selbst ist 21,5 Meter breit und 9 Meter tief. Sie wird durch einen in der Mitte sich öffnenden Vorhang geschlossen und ist im Hintergrunde, wenn keine Dekorationen verwandt werden, mit rotbraunem Stoff bekleidet. Als zur Bühne gehörig müssen wir endlich drittens die beiden über den Türen zur Vorderbühne befindlichen Fenster, sowie drei über der Bühne angebrachte Balkone betrachten; sie dienen für das Sichtbarwerden von Personen aus dem Hause, werden also viele der sogenannten „Praktikabels“ erzeugen.

Die Vorteile dieser ganzen Bühneneinrichtung springen ins Auge; die schwerfällige Unbeweglichkeit unserer bisherigen Bühne ist beseitigt, Shakespeares Meisterwerke, Goethes Götz und Faust, Grabbes Dramen und ähnliche können jetzt unverstümmelt und „eingesetzt“ in Scene gesetzt werden, ohne daß man alle Minuten den Vorhang zu schließen und eine Pause eintreten zu lassen braucht. — Außerdem ist es eine Kleinigkeit, die Vorderbühne, etwa zum Zwecke von Operaufführungen, zu beseitigen. Sie macht dann einer „versenkten“ Orchestra Platz.

Der Plan zu diesem bis jetzt einzig dastehenden, muster-gültigen Theater ist auf Grund gemeinsamer Beratungen mit Friedrich Schön und Hans Herrig im Auftrage des ersten von dem Architekten Otto March in Charlottenburg ausgeführt worden. Die Ausführung, durch Friedrich Schöns unermüdlige, rastlose, opferfreudige Thätigkeit ermöglicht, wurde auf das umsichtigste geleitet vom Regierungsbaumeister Kerk aus Wöln. Zur Deckung der Baukosten, die sich insgesamt auf 611 000 Mark beziffern, trug allein die Bürgerschaft durch freiwillige Zeichnungen die große Summe von 230 000 Mark bei, während die Stadt einen Zuschuß von 100 000 Mark gewährte.

Sahne Xenien des Achtundachtzigers.

Von

Eduard von Bauernfeld.

(Fortsetzung.)

Ich schmecke noch das Butterbrot,
Das ich als Knabe verschlungen,
Ich fühle noch des Jünglings Not
In der Liebe Peinigungen;
Und umgewandelt seh' ich mich
Zum Mann, zum Greise reifen —
Wo ist mein Ich? Mein wahres Ich?
Ich kann es nicht begreifen!

Was spornst Du Dein Ross? Es ist klüger als Du
Und reitet Dich nicht dem Abgrund zu!

Du Welt-Umsegler bleib daheim in Ruh!
Das Meer verschlingt Dein Gut und Dich dazu.

Ein reicher Streier und seine Mittel
Sind für die Weiber das rechte Kapitel,
Sie wollen ihn zur Braut Schau hegen,
Doch finden an jeder was auszusetzen.

Wie selten Ehen glücklich sind auf Erden,
Obwohl sie im Himmel geschlossen werden.

Die Rosentippen der feinen Damen
Serpflücken manchen guten Namen.

Es jagte mir ein Menschenkenner,
Dabei ein lustiger Seitvertreiber:
Erst einuipieren uns die Männer
Und später auch die schönsten Weiber.

Herrn Arthurs Schüler durch die Bank
Sie schicken zum Doktor, wenn sie krank,
Denn sterben mag am Ende keiner,
Der Lebensbejager wie der Verneiner.

Wollt' mir ein Schwärmer die Theorie
Der „Seelenwanderung“ entfallen;
Die neue Seele, was hilft mir die?
Sie weiß nichts von der alten!

(Schluß folgt.)

Scheimnisse der Spiritisten.

Von

Hildegard Hilson.

II.

Wie ich ärztliches Medium war.

Unsere Flitterwochen verbrachten wir nicht wie glücklichere Sterbliche an einem bestimmten Orte, oder in dem dolce far niente einer italienischen Reise. Wir mußten alle drei in unserem Berufe fleißig arbeiten und zufrieden sein, wenn unsere Einnahmen uns von der Hand in den Mund ein behagliches Wohlleben gestatteten. Denn der Doktor und auch ich litten unter dem verzeihlichen

Fehler der Nachhaftigkeit; Eduard dagegen war von nüchternem und sparsamer Art, und ich glaube, er hat damals, so wie früher und später, kleine Ersparnisse auf die Seite gebracht, und er hätte bei dieser glücklichen Anlage sogar als Spiritist ein wohlhabender Mann werden können, wenn eine unstillbare Neigung zu jeder Art von Spiel ihn nicht immer aufs neue in die gemeinen Sorgen kleiner Geister gestürzt hätte.

Unser Einkommen war in den verschiedenen Städten sehr ungleich und hing hauptsächlich von der Dauer unseres Aufenthaltes ab. Wenn uns barbarische Polizeiwillkür schon nach wenigen Tagen zwang, den Staub von unsern Sohlen zu schütteln und unsere Hütten nach einer neuen Heimat zu tragen, so konnte es passieren, daß wir sogar mit Verlust arbeiteten. Anfangs mußten wir an einer Stelle vier Wochen warm werden, bevor es Geld regnete; später kämpften wir die falsche Scham mit Erfolg nieder, und die Ernte konnte schon nach acht Tagen beginnen. Es will alles gelernt sein.

Der Verlauf der Sache war gewöhnlich der: Wir stiegen in einem minder hochgeachteten Gasthof ab, und Eduard machte sich sofort auf den Weg, um den kleinen spiritistischen Verein des Ortes in die Höhe zu trommeln; wo kein Verein bestand, da hatte er vor dem Schlafengehen einen gegründet, indem er die einzelnen am Orte lebenden Spiritisten, die oft gar nichts voneinander wußten, mit seinem Besuche beehrte und sie für den Abend in unser Wirtshaus zu einer Séance einlud. Er hatte sich dazu in Berlin mit dem Katalog der Zweigvereine und mit der Liste der Abonnenten unserer Zeitschrift versehen. Eduard war eben ein organisatorischer Kopf, und wir mußten froh sein, daß wir ihn mitgenommen hatten.

Als Sekretär des Berliner Mutter-Vereins, wie er sich nannte, genoß er überall in wissenschaftlicher und sozialer Hinsicht ein sehr nutzbares Ansehen, welches sich unmittelbar auch auf den Doktor und mich übertrug. Dabei war es für mein nachdenkliches Gemüt ein ewiges Rätsel, daß Männer der Wissenschaft, welche meinen Eduard mit ihrem Vertrauen beehrten, den Doktor doch mitunter gerade um seines Titels willen über die Nachsel anjahen. Aber im allgemeinen hatten wir nicht zu klagen, da wir fast ausschließlich mit Wirtskenten und Spiritisten verkehrten.

Wenn Eduard einen genügend großen Kreis von potenten Spiritisten um sich versammelt hatte, rückte er, zumeist in späterer Nachtstunde, mit dem Geheimnis heraus, daß ich das berühmte ärztliche Medium sei, von welchem in der Zeitschrift so viel die Rede gewesen war. Diese Berichte bezogen sich zwar alle noch auf Frau B..., aber ich konnte sie mit gutem Gewissen für mich verwenden, denn meine Fähigkeiten entwickelten sich schon in den ersten Wochen unseres Unternehmens so rasch, daß der Doktor mich mit Lobsprüchen überhäufte. Ich übte auf dem Tischchen, welches während der Eisenbahnfahrt immer bei dem Handgepäck lag und an Ort und Stelle nicht von meiner Seite wich, so andauernd wie ein Artist, der täglich im Circus auf dem Trapez zu arbeiten hat. Auch das ist kein leichtes Brot; das Schicksal eines solchen Artisten hatte einst mein Leben gestreift und mich tiefe Blicke auch in diese Welt des Scheins thun lassen.

Konnte ich jetzt mit meinem reizenden Tischchen beinahe so gавandt schreiben wie ein achtjähriges Kind mit einem gewöhnlichen Federhalter, so lehrte mich der Doktor, als er erst meine feine Bildung würdigen gelernt hatte, meinen Beruf mit wissenschaftlicher Gründlichkeit auffassen. Frau B... hatte im ganzen fünf Arzneimittel im Kopfe behalten und überhäufte den Doktor gezwungen, alle Ärzte, von Hippokrates bis auf die jüngst verstorbenen, mit einer gewissen Eintönigkeit Rezepte schreiben zu lassen. Und es war in der Stadt der Intelligenz einmal recht übel vermerkt worden, daß der alte Galenus gegen die Schlaflosigkeit einer hysterischen Spiritistin das neu erfundene Chloralhydrat verschrieb. Die Versicherung, daß die berühmten toten Ärzte des Altertums im Jenais mit der Wissenschaft fortgeschritten, entsprach zwar völlig den spiritistischen

Glaubenslehren, aber Galenus verlor durch den Vorfall trotzdem an Ansehen.

Ich mußte das Ding viel ernster anfaßen. Der Doktor hatte irgendwo ein kleines lateinisches Rezeptierbuch aus dem 17. Jahrhundert aufgetrieben; daraus mußte ich zehn kurze Rezepte auswendig lernen, wohl gemerkt in lateinischer Sprache, und sie jedesmal benutzen, wenn ein griechischer, römischer, arabischer oder überhaupt mittelalterlicher Arzt vom Patienten verlangt wurde. Einmal wollte ein reicher Spiritist aus Breslau durchaus einen Agypter konsultieren und sich da mit Latein nicht zufrieden geben. Er hatte den Namen des großen Naturforschers in einem neuen Roman gefunden und wünschte Hieroglyphen. Da er hundert Mark zahlte, malte ich ihm Hieroglyphen. Aber so etwas passierte mir nicht oft; Latein reicht aus. Dazu kamen noch zehn moderne Rezepte, die zwar auch mit lateinischen Abkürzungen geschrieben werden mußten, die aber jeder Apotheker verstand, und die ich binnen kurzem selbst übersezen lernte. Für die homöopathischen Patienten kamen noch zwei Verordnungen hinzu, so daß ich im ganzen zweiundzwanzig schöne Rezepte schreiben konnte. Dazu hatte ich mir nur noch je einen Buchstaben des Alphabets zu merken. Der Doktor, der wie ein ganz Unbeteiligter daneben saß, während der Patient dem Geiste eines verstorbenen großen Arztes seine Krankheitsgeschichte erzählte, sprach dann einen gleichgültigen Satz, dessen Anfangsbuchstabe mir das Rezept angab, das ich zu schreiben hatte. So bedeutete z. B. „Es ist heute warm“ eine lateinische Theriak-Verschreibung; „Heute ist es warm“ befahl mir eine Khabarber-Tinktur, und „Ist es hier nicht zu warm?“ eine Chinin-Geschichte. Der Doktor geriet durch die Einfältigkeit seiner Zwischenbemerkungen in den Ruf der Dummheit, aber er machte sich nichts daraus.

Die Verwaltung der Kasse und die Berechnung unter uns hatte manche Schwierigkeiten, weil fast jede Bezahlung heimlich geleistet wurde. Aber wie uns das gemeinsame Band einer höheren Lebensauffassung zusammengeführt hatte, so trotzten wir auch in unentwegter Treue allen Gefahren, welche dem edeln Dreieck aus den kleinen Übervorteilungen zu erwachen drohten. Eigentliches Honorar empfing auch jetzt nur der Doktor, und zwar für seine Mühe, die Rezepte seiner verstorbenen Kollegen zu entziffern, abzuschreiben und durch seine Unterschrift zu beglaubigen. Im Spiritisten-Verein von L... wurde freilich eine Petition an den Reichstag beschloßen, dahingehend, daß im Interesse der leidenden Menschheit auch die Rezepte verstorbener Ärzte in den Apotheken dispensiert werden sollten; aber diese echt spiritistische Forderung ist bis heute nicht Gesetz geworden. Der Doktor also nahm für jedes Rezept Geld ein, für die Herren aus dem Altertum zehn bis zwanzig Mark, für jüngere Namen drei bis zehn Mark. Weniger als einen Thaler nahm er nie, außer wenn der Kranke arm war oder sonst nicht so viel zahlen wollte. Umsonst ordinierte der Doktor grundsätzlich nicht; das litt, wie er sagte, die Würde des ärztlichen Geistes nicht. In Städten, wo unser Ruf Zeit hatte, über den Kreis der richtigen Spiritisten hinaus ins Volk zu dringen, ging das Geschäft vorzüglich; in H... gestand der Doktor einmal selbst zu, einmal an einem Tage über dreihundert Mark eingenommen zu haben. Wir waren aber auch herzlich müde davon, denn wir zwei mußten immerzu schreiben, während die Geister miteinander abwechselten.

An starken Arbeitstagen gab es noch Nebeneinkünfte für Eduard und mich; so sorgte die Vorsehung dafür, daß die Willkürlichkeiten ausgeglichen wurden, welche der Doktor sich bei der Berechnung ganz gewiß zu Schulden kommen ließ. Was Eduard und ich persönlich empfingen, das konnte man nicht Honorar nennen, es war ein Geschenk, ein Douceur, und nur ganz ungebildete Leute konnten es als Trinkgeld bezeichnen. Ich bekam sehr anständige Geschenke jedesmal, wenn ich Zuckungen kriegte und erklärte, den Verkehr mit Geistern nicht länger aushalten zu können; da schoben mir bessere Patienten oft einen Thaler auf die Tischplatte und wunderten sich gar nicht darüber, wenn ich den in meinem Traummzustande einsteckte; denn

es ist notorisch, daß auch das Fluidum durch die Berührung von Metall gekräftigt wird. Kleinere Geschenke empfing Eduard jedesmal, wenn er lärmte und schrie, er lasse seine arme Frau nicht durch stundenlangen Verkehr mit Geistern zu Grunde richten. Es ist mir eine schmerzliche Pflicht, eingestehen zu müssen, daß wir nun gegen unsere Kunden nicht immer ehelich verfahren; Eduard lärmte zu häufig, und ich fregte meine Krämpfe zu oft. Und so kann der freundliche Leser auch aus diesem Beispiele lernen, daß selbst edle Naturen durch den Glanz des Goldes sich mitunter zu kleinen Unredlichkeiten verführen lassen.

Ein irdisches Leben führten wir ein ganzes Vierteljahr lang in D..., einer Stadt von zwanzigtausend Dummköpfen, drei spiritistischen Vereinen und zwei Medien, die an uns und an sich selber glaubten. Ich lasse diesen Satz stehen, trotzdem innige Dankbarkeit mich zur ewigen Schuldnerin aller Spiritisten der Welt machen sollte; aber der plötzliche Abschied von D... hat einen Stachel in meinem Herzen zurückgelassen.

D... war damals so durch und durch spiritistisch, daß das irdische Leben dort nur wie im Traume geführt wurde und erst abends im Verkehr mit den Geistern aus dem Jenseits das wahre Leben zu beginnen schien. Den einen der Spiritisten-Vereine leitete durch die Hand seines Küsters ein Pastor, in dem zweiten wirkte der Herr Bürgermeister, im dritten waren fast alle Lehrer des Ortes vereinigt; die drei Mittelpunkte des spiritistischen Lebens befehdeten einander häufig, aber im Glauben an meine Sendung waren sie einig. Wenn die Leute in D... von sechs Uhr morgens bis sieben Uhr abends nicht ganz pünktlich gegessen und getrunken hätten und ihren Geschäften nachgegangen wären, man hätte D... für ein großes Tollhaus halten müssen. Doch auch in ihrer vernünftigen Zeit machten sie alle so komische Gesichter wie die Schauspieler auf einem Liebhabertheater; sie schienen einander fortwährend zu jagen: „Was bist du für ein schäbiger Kerl! Heute Abend bin ich mit Nero, Sokrates, der schönen Helena oder mit Kolumbus zusammen.“ Jawohl, es wäre ein Vergnügen, Medium zu sein, wenn es überall so wäre und bliebe.

Der Herr Bürgermeister war nicht nur ein eifriger Spiritist, er sah auch in einem Liebesverhältnis zu einem Medium die Krönung seines strebsamen Daseins und huldigte mir in meiner freien Zeit so treu, daß nur mein gestählter Charakter und die Wachsamkeit meines Eduard mein Leben vor einem neuen Schicksalschlage bewahrte. In dieser guten Stadt wurden wir von der Polizei nicht verfolgt, und um unser Glück voll zu machen, wandte sich der alte Amtsrichter, trotzdem er nicht aktiver Spiritist war, an meine Hilfe. Seit vielen Jahren leidend, hatte er erst selbst an sich herumgedoktert, hatte dann nicht nur die Ärzte, sondern auch die Systeme der Behandlung gewechselt und setzte jetzt auf mein wackeres Schreib-tischchen seine letzte Hoffnung.

Mit der Geschichte unseres Erfolges in D... könnte ich Bände füllen; und der Doktor sagte oft, daß eine Mitteilung über die Wirkungen unserer zweiundzwanzig Rezepte einen bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte der Medizin abgäbe. Die Einwohner waren an den Verkehr mit seligen Geistern so sehr gewöhnt, daß das regelmäßige Geschäft sich schon nach wenigen Tagen schwingvoll entwickelte. Dafür waren sie freilich wieder anspruchsvoller als anderswo, und sowohl der Doktor als ich mußten unsere eigenen Geisteskräfte fest zusammenhalten, um allen Anforderungen gerecht zu werden; besonders lästig war es für uns, daß sie sich mit unseren vier bis fünf bewährten Geistern nicht begnügten, vielmehr, ein jeder nach seiner Laune, von den berühmten Ärzten aller Zeiten und Völker behandelt werden wollten. Der Doktor mußte mehr als einmal in dem alten Konversationslexikon des Herrn Bürgermeisters nachschlagen, um rasch wenigstens das Jahrhundert des citierten Geistes zu erfahren. Dabei passierte es uns dennoch, daß wir einmal den Engländer Brown für einen deutschen Braun hielten und den alten Bejal ein ganz modernes Rezept schreiben ließen. Allmählich aber wandte sich doch das Zu-

trauen der D... er bestimmten Modegeistern zu. Hippokrates verlor z. B. durch einen peinlichen Todesfall alles Ansehen; dagegen vollführte Celsus eine Reihe von Wunderkuren, Paracelsus siegte in inneren Krankheiten über alle Konkurrenten, und von den neueren erfreuten sich Boerhave und Wichat des größten Rufes. Selbstverständlich machten wir auch hier bei den Homöopathen mit Hahnemann das größte Geschäft; auch mir war er der liebste Geist, weil er sich immer lange bitten ließ, mir viele Geschenke eintrug und anstatt langer Rezepte immer nur ein Wort diktierte. Außer diesen fünf großen Heilkünstlern wurde während der zweiten Hälfte unseres Aufenthaltens fast niemand mehr gefragt. In D... gewöhnte ich mich auch daran, die Krankheitsgeschichte im Traumzustande abzufragen; die großen Toten durch meinen Mund sprechen zu hören, das war für die D... er eine unumgängliche Zugabe. Es machte mir besonderes Vergnügen, die Geister zu individualisieren, wie der Doktor es verlangte. Celsus war wortkarg, Paracelsus ein Schwärzer; Boerhave hatte seine glänzendsten Eingebungen, wenn er in einem kleinen Nauische citiert wurde, und er durfte darum schließlich nur in diesem Zustande erscheinen; Hahnemann wirkte durch Grobheit und Wichat durch leichten Humor. Wichat insbesondere habe ich ganz allein ausgearbeitet. Wenn er sein Rezept geschrieben hatte, gab er dem Patienten immer noch eine kleine Lebensregel mit auf den Weg, wie z. B.: Trinken Sie nicht zu viel! Ihnen sind die Frauen gefährlich! Essen Sie weniger Kuchen! Solche Worte sagte ich dann sehr elegant in französischer Sprache und machte dadurch den guten Wichat zum allerbeschäftigsten von allen un-
sern Geistern.

Leider wollte sich der Gesundheitszustand des alten Amtsrichters nicht bessern, und wir waren thöricht genug, die Bedeutung dieser traurigen Thatsache zu unterschätzen. Ohne uns zu fragen, hatte der unzuverlässige Mann um seine Pensionierung nachgesucht; er war in den Ruhestand getreten, und sein Nachfolger, ein unangenehmer junger Herr aus Berlin, war in D... eingetroffen, ohne daß uns von diesen Veränderungen auch nur Mitteilung gemacht worden wäre. Wir behandelten den alten Amtsrichter nach wie vor mit der größten Auszeichnung und gingen trotz meiner bösen Vorahnungen auf sein Verlangen ein, ihm eine Konsultation von drei ärztlichen Geistern ersten Ranges zusammenzurufen. Ich war wie gesagt dagegen, weil ich von Natur sehr ordnungsliebend bin und das Durcheinanderreden verschiedener Geister mich leicht aus der Fassung bringt. Aber der Doktor wollte das versprochene Honorar von hundert Mark nicht fahren lassen, und die D... er freuten sich schon unbändig auf die auserlesene Geistermanifestation; so mußte ich gute Miene zum bösen Spiele machen. Es war im Februar 1880, gegen fünf Uhr nachmittags, sofort nach Sonnenuntergang, daß die unglückselige Konsultation begann. Die Elite der D... er Spiritisten, über sechzig Personen, war eingeladen. Es durfte nicht geraucht werden, weil Celsus hustete. Der Amtsrichter aber wollte diesmal von unsern fünf beliebten Größen nichts wissen. Er verlangte für sein stattliches Honorar seine Vertrauensärzte. Diese waren: Aristoteles, Harvey und Pasteur. Aristoteles sollte ihn äußerlich untersuchen, Harvey Zusammensetzung und Kreislauf seines Blutes studieren, Pasteur ihn endlich auf die Möglichkeit von Infektionskrankheiten prüfen. Bei so gründlicher Arbeit mußte das wahre Leiden des Amtsrichters entdeckt werden.

Gleich zu Anfang der Konsultation gab es einen kleinen Unfall. Der Amtsrichter war so unverschämt, zu verlangen, jeder der drei großen Herren sollte in seiner Muttersprache reden; denn natürlich mußte eine mündliche Konsultation stattfinden, erst zum Schlusse sollte aus der Beratung ein Rezept hervorgehen, welches denn auch vom Doktor für den besondern Fall entworfen worden war. Da ich nun aber wohl etwas französische Konversation machen konnte, im Englischen aber sehr mangelhaft und in den alten Sprachen ganz fremd war, lehnte ich im Namen von Aristoteles die Vielsprachigkeit ab und erklärte mich bereit, mit den geehrten Kollegen deutsch zu ver-

handeln. Dabei ließ ich den Aristoteles zufälligerweise sagen, er rede die schöne Sprache Schillers so geläufig wie seine lateinische Muttersprache. Das erregte bei den Lehrern Heiterkeit. So ein Unsinn! Als ob im Altertum nicht alle Menschen lateinisch gesprochen hätten! Mich machte das Lachen nervös; denn ich hatte es bei spiritistischen Sitzungen nur selten, in D... noch nie vernommen. Ich wurde unsicher, und weder meine leisen Zuckungen noch die langen Pausen, welche ich in wirklicher Erschöpfung machte, konnten verhindern, daß ich mir namentlich bei der inneren Untersuchung des Patienten arge Blößen gab. Der Amtsrichter hatte viele medizinische Werke gelesen und wollte alles besser wissen, als seine Ärzte. Er sprach mit Harvey von der Farbe seines venösen und arteriellen Blutes, und Harvey gab konfuse Antworten. Die Stimmung der spiritistischen Elite wurde entschieden ungemüthlich.

Da näherte sich mir, die ich mit offenen Augen im Traumzustande dafuß und vor Aufregung ganz unästhetisch transpirierte, ein mir unbekannter jüngerer Herr, der auf der Nase einen Kneifer und unter dem Kneifer über die Nase und die linke Wange eine große Schmarre sitzen hatte. Es war der neue Amtsrichter. Er fixierte mich scharf und sagte in einer ganz abheulichen Berliner Tonart: „Na, meine schöne Geistesbeschwölerin, wo befinden sich denn die toten Herren, welche alle einen so hübschen sächsischen Dialekt sprechen?“

Eine atemlose Stille entstand. Mir war gräßlich zu Mute. Anstatt aber in Ohnmacht zu fallen, die Sitzung dadurch zu schließen und den Störenfried der allgemeinen Verachtung preiszugeben, ließ ich mich von dem allgemeinen spiritistischen Geiste D...s verwirren und erwiderte dumpf: „Ungläubiger, wir sprechen zu Dir aus den Schraubengängen der vierten Dimension.“

Ein Gemurmel des Beifalls ging durch den Saal. Der neue Amtsrichter aber ließ den Kneifer fallen, blickte sich ironisch um, setzte ihn wieder auf und sagte recht schnarrend: „Merkwürdig! Der Aristoteles und der andere selbige Geist mögen ja in den Schraubengängen der vierten Dimension sitzen und dort so schwitzen, wie Sie, schöne Frau. Aber Pasteur, wie ich zu wissen glaube, lebt frisch und gesund in Paris. Wußten das die Herrschaften nicht?“

Ich war starr vor Schreck. Aber noch einmal siegte der gute Genius der gastfreundlichen Stadt. Während ich nicht ein und nicht aus wußte, und der Doktor neben mir seinen grünlichen Schimmer bekam, erhob sich gegen den ungläubigen Amtsrichter ein Sturm der Entrüstung. Alle kleinen Unglücksfälle der Konsultation waren vergessen. Die Ehre des Mediums wurde von allen wie von einem verteidigt. Ein Lehrer bewies sofort die Möglichkeit, auch unverstorbene Geister zu citieren. Die Erscheinung sei bekannt und heiße Telepathie. „Hinaus!“ schrie der Chorus, und zwei unabhängige Rentiers forderten den Eindringling auf, die wissenschaftliche Manifestation nicht weiter zu stören.

Der neue Amtsrichter fügte sich achselzuckend der überwältigenden Mehrheit, und die Konsultation konnte zu Ende geführt werden. Ich befand mich aber in einer solchen Exaltation, daß ich sofort ohnmächtig wurde, als ich das gemein-same Rezept von Aristoteles, Harvey und Pasteur niedergeschrieben hatte; der Doktor, ebenfalls furchtbar aufgereggt, glaubte, ich hätte nur einen spiritistischen Krampf, und ließ mich hilflos liegen.

Er schrieb das denkwürdige Rezept in diesem Seelenzustand ab, und zwei Tage später war der gute alte Amtsrichter tot. Ich kann heute noch nicht glauben, daß eine zu starke Dosis von irgend einem Mittel auf — in daran schuld war. Der neue Amtsrichter jedoch behauptete es, und ohne den Schutz des Herrn Bürgermeisters hätte es uns schlecht gehen können. Auf den Rat dieses würdigen Freundes aber, der in der Abschiedsstunde ehrliche Thränen der Liebe und der Trauer vergoß, verließen wir das indankbare D... plötzlich und begaben uns über die Grenze nach Böhmen, und zwar nach

Reichenberg, wo uns schon seit Wochen ein wohlhabender Spiritisten-Verein erwartete. Ach, wie oft sollten wir uns dort nach den Fleischtöpfen von D... zurücksehnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein französischer Romancier.

Ungeschminkte Bemerkungen.

Von

A. S. . . . r.

Man hat in neuester Zeit einen sehr scharfen Feldzug gegen den Idealismus unternommen. Selbst Größen, wie Schiller, sind mit gelegentlichen Seitenhieben und Verkleinerungsversuchen, oft in recht pietätsloser Weise, bedacht worden. Ich muß gestehen, daß die Gefahr, welche uns von einem überschwenglichen Idealismus gedroht hat, mir bei weitem nicht so schlimm erscheint, wie eine andere, die uns immer stärker bedroht: die Gefahr der geistigen Verjüngung, des philisterhaften Quietismus, der Selbstzufriedenheit in der Litteratur. Diese Selbstzufriedenheit ist eben jener Schlaf des Kolosses; aber auch zugleich der Todesschlummer aller edeln, freien und wahren Bestrebungen. Nicht gegen den Idealismus, der in seinen Auswüchsen längst sich überlebt hat, in seinem wahren Wesen aber nie sich überleben wird, — gegen die Verjüngung durch die Selbstzufriedenheit, gegen den „philisterhaften Optimismus,“ — gegen diese Gefahr sollte man zu Felde ziehen. Fort mit den Lügenpropheten, die den Kolosß mit ihren behaglichen Schlummerliedern in den Schlaf singen, fort mit ihrem Treiben, das die jungen und frischen Blüten des Realismus zu ersticken droht. Ist das erst beseitigt, dann mögen die paar Schreier und Verächter eines krankhaften und veralteten Idealismus sich die Kehlen wund reden.

Ohnet und Marlitt. Man könnte allenfalls auch noch Claren und van der Velde nennen. Claren und van der Velde ruhen im Grab, die Generation, deren Abgötter sie waren, mit ihnen. Das Unheil, welches sie angerichtet haben, war dennoch groß genug, um jetzt noch mit Schrecken davon zu reden. Die Marlitt ist auch hinüber. Ihre Wirkungen zuden noch in dem gesamten Kreis der Nähmamsellen nach. Die berühmte Werner hat sie nicht ersetzen können; mit Sehnsucht richtete man seine Blicke nach einem Erbs! Nach einem neuen Koch für den Kolosß. — Und siehe da, er fand sich, er verstand's, er kochte gute Speisen, prickelnd, reizend, herrlich zu essen: es war — Ohnet.

Ohne meine Leser mit biographischen Notizen ermüden zu wollen, kann ich ihnen verraten, daß dieser „Mann des Volkes“ in Paris lebt, also ein Franzose ist. Er sollte daher eigentlich nur ein Mann seines Volkes sein, aber er ist auch ein Mann unseres Volkes geworden. Und was für einer! Er ward unsere zweite Marlitt. Ehre, wem Ehre gebührt. — Womit aber hat sich Ohnet diese Stellung errungen? Die Mittel sind alt. Sie wurden stets angewendet, wo es galt, das Publikum zu ködern.

Rein Freund, die Kunst ist alt und neu,
Durch drei und eins und eins und drei,
Jertum hatt Wahrheit zu verbreiten.

Ich erinnere mich hier der Kontroverspredigt, die ein gewisser Hauff gegen Claren geschrieben hat. Er legt darin die Hilfsmittel bloß, die der berüchtigte Vielschreiber angewendet hat. Sie haben mich lebhaft daran gemahnt, wie's Ohnet macht. Vor allen Dingen muß ein Prinzip festgehalten sein: der (verfolgten) Tugend muß zum Siege geholfen werden! Dann muß da eine blendende Atmosphäre herrschen. Geld muß in Strömen fließen. Der Held oder die Helden müssen Menschen edelsten Charakters sein. Ein paar wohlwollende Nebenfiguren müssen vorhanden sein, worunter besonders die Großmutter in «Volonté» an den Hofrat Werner in Hauffs Parodie

erinnert; ferner ein männlicher oder weiblicher Dämon, das verkörperte Prinzip des Bösen, des Unruhestiftenden, die natürlich auf die oder jene Weise, am liebsten auf dem nicht mehr gewöhnlichen Wege eines Zweikampfes beseitigt werden. Das ist so etwa die Mache Dhnets. Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß er seine Speise auf die angenehmste Art mit fremdem Gewürz pikant zu machen versteht. Er ist ein feinsümmiger Elektriker, und es kommt ihm nicht darauf an, dann und wann einen kleinen Griff ins Volle zu thun und ein bißchen von Zola, Daudet oder auch aus deutschen Töchter-Romanen zu „entleihen.“ Da bringt er denn so ein Tutti-frutti zusammen, das der Koloß mit schmunzelndem Behagen einnimmt.

Man hat die Marlitt so heruntergedonnert. Ich bin weit davon entfernt, ihr das Wort zu reden. Mit Ausnahme von wenigem hat sie überspanntes Zeug geschrieben. Aber ihre Tendenz ist doch nicht so platt und breit getreten wie die Dhnets. Sie kämpft mit Eifer und nicht ohne Geschicklichkeit gegen die Ubergrieffe von Adel und Geistlichkeit und hat da und dort Züge herausgefunden, wie man sie bei dem effekthaschenden und nie tiefergehenden Dhnet vergebens suchen würde. Und schließlich sollte uns Deutschen die deutsche Marlitt lieber sein als die französische.

Nun sagt man mir ganz enttäuscht: Dhnet hat doch auch Tendenz! Wie treffend ist der „Hüttenbesitzer“ gegen die Emancipation der Frau gerichtet, wie scharf geißelt er in *«Lise Fleuron»* das liederliche Theaterleben, die Börsejobberei, die Abenteuerjucht, wie schön läßt er in *«Volonté»* die Standhaftigkeit und Liebe einer reinen Frau den Sieg über tausenderlei Ränke davontragen u. s. w.! Ja, mein Verehrtester! Wenn der Mann das nur auch alles selbst gemacht hätte! Wenn die Stiche, die er in seinen Werken führt, nicht bloße Fallstraffstücke wären! Wenn nicht andere längst vor ihm diese Arbeit gethan hätten! Und wenn die Art, wie er seine Stiche ausstellt, nur auch wirklich verdienstvoll wäre!

Ich könnte thatsächlich, wenn zu einer Analyse sämtlicher Dhnetischer Schriften mir nicht der Raum fehlte, fast bei jeder einzelnen Figur nachweisen, daß sie schon einmal existiert. Bald da, bald dort. Ich muß mich aber auf einige Beispiele beschränken, und ziehe hauptsächlich einen Roman bei. Man braucht nur ein Werk Dhnets zu lesen und man kennt auch die andern.

In *«Volonté»* sind es vor allem vier Figuren, mit denen man auch sonst Bekanntschaft gemacht hat. Zuerst die ehrsame, tugendhafte Frau, die mit dem Aufgebot aller Kräfte ihre Nebenbuhlerin zu besiegen, ihren Mann dauernd an sich zu fesseln sucht. Dann der Mann selbst, gewöhnlich ein schwachgeherzter Schurke, bei Dhnet ein so entsetzlicher Lumpenjämmerring, daß man gar nicht begreift, wie seine Frau sich so um ihn wehrt. Dann ein schöner, reicher, gebildeter, nicht mehr zu junger Lebemann, allen Frauen gefährlich, ein bißchen böse, ein bißchen gut, wie es gerade die Situation erfordert, im allgemeinen von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit und Ritterlichkeit, was ihn aber schließlich doch nicht abhält, auf die „tugendhafte Frau“ einen eines Bauern würdigen Angriff zu machen. Diesem seltsamen clair-obscur steht die Figur einer englischen Abenteuerin zur Seite. Blendende Schönheit (natürlich kleines Füßchen, schneeige Haut, ausgezeichnet feiner Knöchel u. s. w.), etwas Talent und Geist, Hang zur Intrigue Haupterfordernisse. Offenbar kann dies Geschöpf auch lateinisch, denn es hat die Devise: *«odi et amo!»* Ich muß bei der Schilderung dieser Figur noch einen Augenblick stehen bleiben, denn sie ist bei den französischen Romanichriststellern, Zola nicht ausgenommen, fast typisch geworden. Freilich wird sie niemals so jämmerlich dargestellt wie bei Dhnet. Man vergleiche nur einmal die Dhnetische Lady Olifaunt mit Clorinde Balbi in Zolas *«Son excellence Eugène Rougon»*, oder der Felicia Ruys im *«Rabob»* von Daudet; man wird dann sehen, wie Zola und Daudet, auch wenn sie sich auf solch zweifelhaftes Gebiet wagen, doch immer bleiben, was sie sind,

während Dhnets englische Abenteuerin daneben wie ein schwacher, mißratener Abklatsch erscheint. Ich kann mich nicht enthalten, eine Stelle aus *«Volonté»* hierherzusetzen, woselbst die Vergangenheit der Lady Olifaunt geschildert wird:

„Sie haben sie im Jahre 1870 in London entdeckt; sie war in einer Schenke der Chancery Lane Kellnerin, hieß Kate Brown und versah die Advokaten-schreiber mit Butterbrot, Me und andern guten Dingen, dabei war sie außerordentlich unwissend, aber von bezaubernder Schönheit. Ein Zufall führte Sie in das Lokal, wo sie diente. Sie stößte Ihnen Bewunderung und Mitleid ein. Ein Künstler wie Sie konnte nicht gleichgültig zusehen, daß ein solches Wunder von siebzehn Jahren sich seine Hände mit Gläserwaschen verdarb und seinen Verstand mit Schreibergesellen vertranke. Obgleich es Ihr Prinzip ist, sich niemals das Leben durch eine Frau verkümmern zu lassen, so haben Sie sie doch mitgenommen und von heute auf morgen ihre Lage umgestaltet. Sie war nun keine Dienerin mehr, sondern Ihre Geliebte. Die Jagd-saison hatte eben begonnen, Sie reisten von Schloß zu Schloß, jagten in Yorkshire und in den schottischen Mooren, und zwischen jeder derartigen Expedition brachten Sie einige Tage bei ihr zu. Weil es für Ihr ästhetisches Gefühl unerträglich ist, Menschen in Ihrer Umgebung die Grammatik mißhandeln zu hören und unorthographische Briefe zu empfangen, ließen Sie das Mädchen unterrichten; diese wußte Ihre Großmut zu nutzen und hatte sich in wenigen Monaten dergestalt verwandelt, daß die früheren Gefährten ihres Glends oder ihrer Freuden sie nicht wiedererkannt hätten. Ihrem Gesichte nach war sie noch die alte Kate, in ihrem Benehmen und ihrem Wesen jedoch eine junge Dame geworden, die alles Ungehobelte und Mohe in ihrem Wesen vollständig abgelegt hatte. Um diese Zeit machten Ihnen Ihre Verhältnisse die Rückkehr nach Paris nötig; mit einer Tausendpfundnote und einem Kuß gaben Sie Kate Brown ihre Freiheit zurück. Sie hieß jetzt Diana, von einer Lady Olifaunt war noch nicht die Rede, doch besaß sie alles, was die galante Laufbahn erfordert, eine wunderbare Schönheit, eine tiefe Sittenverderbnis und keinerlei Gewissensstruipel.“*

Kann ein ernsthafter Leser solche Rodomontaden lesen, ohne in Lachen auszubrechen? Was ist da nun für ein Unterschied zwischen Claren und Dhnet? Dort fünfzig Champagnerkörbe, ebensovieler Hundert Auster, eine prächtige Hochzeit, Braut schwanenbusig, Bräutigam schwachlozig. — Hier eine Größe, die vom a der Kellnerin den sanften Flug einer Bombe bis zum x der Salonheldin, Lady Olifaunt, verfolgt. Was ist dazwischen für ein Unterschied? Beides imponiert, beides ist Speise für den Koloß, den *«mob.»*

Wir haben die Hauptfiguren des Dhnetischen Romans *«Volonté»* kennen gelernt. Die Handlung ist sehr einfach. Ehebruch, das alte Thema, variiert, leider ohne viel Kunst oder Geschick, ohne irgend eine erschütternde Wirkung hervorzubringen. Die französischen Schriftsteller unterscheiden sich von den deutschen besonders in einem Punkte: sie fangen mit der Heirat an, wir endigen damit. Der ganze Roman, den Dhnet mit so vielem Pomp und so unendlicher Selbstgefälligkeit ausgeführt hat, läßt sich sehr kurz zusammenfassen: Ein liederlicher Pariser Junge besitzt die Liebe einer Frau, die mit einem unerschütterlichen Willen begabt ist. Sein Freund, der oben beschriebene Ritter ohne Furcht und Tadel, sucht die Frau zu verführen, während programmmäßig Lady Olifaunt den liederlichen Ehemann verführt. Da die junge Frau sehr sittsam ist und, wie gesagt, einen starken Willen besitzt, so widersteht sie allen Anfechtungen des funfsprühenden Thauziat, weiß ihren Waschlappen von Mann der Engländerin zu entreißen, nachdem er seine Frau durch seine kostspielige Liebchaft nebenbei ruiniert hat. Thauziat greift schließlich ihre Ehre an; die Folge ist, daß die willensstarke Frau ihren Mann ins Duell mit Thauziat

* Ich citiere absichtlich die deutsche Übersetzung.

schickt, wo selbiger sich erschließen läßt. Alles endigt sodann im schönsten Wohlgefallen.

Man sieht, der *deus ex machina* ist noch immer ein beliebtes Hilfsmittel. Aber so plump, wie Ohnet ihn hier verwendet, ist noch selten mit ihm umgegangen worden. Man fragt sich unwillkürlich: Wie, wenn Thauziat, der als Unvergleichliche auch vortrefflich schießen muß (siehe den Roman!), seinen Freund ums Leben bringt, wie dann? Da wäre doch noch ein bißchen Konsequenz in der Sache! — Dann endigt eben das Ganze nicht mit Wohlgefallen! Pah, wird vermutlich Ohnet sagen, es endigt aber in Wohlgefallen! Es muß. Der Kolos will es so! Das Volk will sich unterhalten, über glänzenden Bildern sein Elend vergessen, oder die Biedermänner wollen Anlaß haben, zu sagen: Seht, die Welt ist gar nicht so schlecht, die Tugend gelangt zum Siege, die Guten triumphieren über die Bösen. Also fort mit den Unglückspropheten, den Schmutzschristfällern, die das Laster und Elend noch vergrößern wollen!

Und so sieht sich denn der philisterhafte Optimismus unendlich geschmeichelt. Nur vergißt er dabei unglücklicherweise, daß dieser Ohnet, sein Freund, sein Wohlthäter, ihn — belogen hat. Daß er nicht wirkliche Menschen geschildert hat, sondern Marionetten, die er an seinem Drahte tanzen läßt, wie es ihm nützlich und passend erscheint. Und da steht Mob und gafft und staunt und ruft entzückt: Welch ein Dichter! Welche Größe! Welche Wahrheit!

Ich möchte denn der ersten besten die Ohnet'schen Schriften zur Hand geben. Er sollte sie lesen und mir dann sagen, ob ihm eine der Figuren, die der Mann schildert, je im Leben begegnet ist? Und dieser erste beste dürfte ein welterfahrener, weitgereister Mensch sein: er müßte „nein“ sagen! Die Ohnet'schen Figuren sind Zerrbilder, höchstens Zerrbilder der Wahrheit, Puppen, Marionetten!

Ganz abgesehen von der Nichtoriginalität der Menschen, der Situationen (in *Volonté* erinnert die willensstarke Frau und der Schwächling Mann in jedem Zug an dieselben Figuren in Daudets *Promont jeune et Risler aîné*, in *Lise Fleuron* die verschiedenartigsten Gestalten an Daudets *Nabob* u. s. w.) begegnet man einer solchen Fülle von Unwahrscheinlichkeiten, daß man einfach starr ist, wie das Publikum sich all die Bären aufbinden lassen mag. Von dem *deus ex machina*, der auch im „Hüttenbesitzer“ als Pistolenduell wiederkehrt und Ohnet sein Ei zu Ende brüten hilft — zu geschweigen, will ich einige Kleinigkeiten (bei einem Mann wie Ohnet Kleinigkeiten) hervorheben. Im „Hüttenbesitzer“ endigt das Duell dadurch glücklich, daß die Heldin dazwischen springt und durch die Hand geschossen wird. Geschossen muß werden, aber uns Himmels willen nicht durch die Brust, sonst stürbe die Heldin, der Autor hätte sich umsonst so lange geplagt, und Mob, der Kolos, wäre unbefriedigt. Über den „Hüttenbesitzer“, dies unbegreiflicherweise populärste Machwerk Ohnets, hat übrigens Lemaitre, der große Kritiker, geäußert: Er würde sich totschießen, wenn er so ein Ding gemacht hätte, denn er könnte die Schande nicht überleben! — Grausamer Kritiker, welche Anforderungen stellst Du? Der Wohlthäter des Volkes solle sich erschließen? Da sieht man wieder, wie die Kritiker sind.

Der „Hüttenbesitzer“ hat sogar über die Bühnen die Kunde gemacht, und ich habe deren genug gesprochen, die ob dieses Jammerstückes in Ekstase waren.

In *Volonté* hebt Louis Héralte, der liebedliche Ehemann, die Lady Olsfaunt in einem Eifersuchtsanfall hoch über die Brüstung des Balkons empor. Sie macht sich aber gar nichts daraus, daß sie sich so und so hoch über dem Straßensplaster in so unangenehmer Lage befindet. Sie wartet ruhig, bis der Paroxysmus vorüber ist. Dabei ist Louis Héralte als ein schwächlicher, entervierter Burche geschildert, und Lady Olsfaunt scheint gerade auch keine ätherische Schönheit zu sein. Das Ganze ist eine förmliche Cirkusjense, und das Publikum klatscht dankbar Beifall. Denn so was packt. Man kann sich ein Weilchen angenehm ängstigen und alles geht glücklich vorbei.

Viel Kühnheit ist auch im Spiele. Auch dies Mittel, so alt es ist, wird nicht verschmäht. Es spielt eine große Rolle in *Lise Fleuron*, beiläufig Ohnets besten Roman, eine noch größere in *Volonté*. Thränen fließen die Menge, bald weint Lady Olsfaunt in Louis Héraltes Armen, bald dieser selbst in seiner Frau Armen, offenbar der geschwächten Nerven halber, kurz, alle Personen haben mehr oder minder oft ihre Nährungsausbrüche. Aber alles so aufdringlich, so widerlich. Wenn Herr Ohnet wissen will, wie man wahrhaft rührt, so lese er einmal den Schluß der Goncourt'schen *Renée Mauperin* oder Balzac's *Père Goriot*. Dort ist echte Nahrung!

An Klatschhaftigkeit thut es Ohnet unserer Marlitt noch zuvor! Darin ist er ihr noch mehr verwandt als in der Uberspanntheit und Unwahrscheinlichkeit der Figuren und Situationen. Wenn er uns in einen Empfangsalon oder auf einen Ball führt, läßt er uns nicht eher los, als bis wir alles, alles genau gesehen haben, vom Kammerdiener bis zum Helden, — und wenn uns der Angstschweiß auf der Stirn steht, wir müssen zuhören. Aber er schildert ja auch so „ungemein fesselnd.“ Herrlich, so eine Lady Olsfaunt! Die durchbrochenen Seidenstrümpfe, der goldgestickte Morgenrock, das herrliche Kabriolett, das sie besitzt u. s. w. Dann ihr Haus, wie fein alles, wie kostbar! Sapperment, das Wasser läuft einem in die Nase zusammen! Man vergißt darüber ganz, womit dieser Reichtum erworben ist. Dann so ein Ball! Welcher Glanz, welche Pracht! Natürlich findet er gewöhnlich bei einem exotischen Grafen statt! Einige Berühmtheiten müssen herhalten: Dumas fils, Sardou, Meissonier, dann die berühmteste Cantantänzerin von Paris u. s. w. Das macht die Sache interessant, und die Schilderungen zeigen zugleich, daß der Verfasser diese Leute gründlich kennt. O, und wie alt sind all diese Mäzchen! Wie oft haben sie schon herhalten müssen! Wieviel besser sind sie schon verwendet worden!

Und wie leicht ist zum größten Teil die Charakteristik der Personen, wie mangelhaft und ungenügend ihre psychologische Entwicklung. Thauziat z. B., der vor einem gewaltigen seelischen Kampfe steht, begiebt sich auf eine Reise. Von ihr zurückgekehrt, hat er seinen Entschluß gefaßt: *voilà tout!* Es ist freilich leichter, das hinter den Coulissen abzumachen. Aber diese liebedliche Art und Weise zeigt auch das künstlerische Unvermögen Ohnets. Wo er eine wirkliche psychologische Entwicklung versucht, wie etwa im „Hüttenbesitzer“, da scheitert er völlig. Es wäre eines besonderen Aufsatze wert, dies im einzelnen nachzuweisen. Seine Charaktere sind alle schon da. Sie entwickeln sich nicht, wie es bei Zola oder Balzac in so wunderbarer Weise geschieht. Sie haben alle ihre Fähigkeiten schon. Und wie grob zeigt sie der Autor an ihnen auf! Thauziat, die buckelige Emilie, sie sprühen von Witz und Geist. Man höre folgende Stelle:

„Emilie, die anfangs still gewesen, taute nach und nach auf und geriet mit Thauziat in ein Gespräch, fesselnd und geistprühend, wie nur zwei Virtuosen der Konversation es zu führen vermögen, und was in dem stillen Garten an Geist und Witz verschwendet wurde, wäre wert gewesen, von Hunderten bewundert zu werden.“

Den Mund voll nehmen ist leicht. Aber wenn man den großsprecherischen Herrn Autor aufforderte, ein so geistreiches Gespräch auch einmal wörtlich uns zu geben, statt immer nur verwegene Redensarten davon zu machen: ich glaube, er würde sehr in Verlegenheit geraten. — — —

Ich sprach von der mangelhaften seelischen Charakteristik. Dasselbe gilt auch von der rein körperlichen Schilderung. Nirgends eine Entwicklung! Eine höhere Auffassung! Mit den Möbeln und der Garderobe endigt Ohnets Kunst! Er hat offenbar das erste Geſetz Lessings, daß der Schriftsteller die Schilderung aktuell, auf dem Wege der Entwicklung geben solle, — das hat er nie gekannt. Wenn er nur einmal in seinen Homer hineingucken wollte, er könnte da viel lernen! Oder hätte er doch Zola, dem er so viel abgesehen hat, auch

dies abgelernt! Ein Beispiel mag genügen, um die Außerlichkeit seines Schilderns darzutun:

„Es war eine Schönheit von wunderbarem Reiz. Ihre großen, blauen, von schwarzen Wimpern eingerahmten Augen blickten rein und milde, die kapriziöse kleine Nase verlieh dem Gesicht etwas entzückend Schelmisches, während ihr rosiger Mund in feinen weichgeschwungenen Linien etwas Madonnenhaftes hatte. Es war das anbetungswürdigste Antlitz, das je ein Liebhaber erträumt, eine engelhafte Keuschheit der Augen und des Mundes, und dazu ein teuflisches Näschen, das die ganze Welt herauszufordern schien.“

Von dem Bombast und Schwulst der Sprache will ich nicht weiter reden. Jeder gebildete Leser wird das selbst empfinden. Jedoch wird und kann Dhnert mit Recht sagen: für die schreibe ich nicht! Möchte aber doch der und jener die Schriften Dhnerts lesen und, unbestochen von ihrem äußeren Zauber, sie die Feuerprobe der Wahrheit durchmachen lassen! Er wird das doppelte Vergnügen haben, an der Entlarvung einer sogenannten Größe mitzuhelfen und, falls er die Sachen französisch liest, sich in einer unentbehrlichen Konversationsprache mit Amüsement geübt zu haben! Hat er aber das getan, dann fort mit der falschen Berühmtheit, aus dem Hause, aus der Familie! So gut er die Marlitt nicht bei sich leiden will, so gut die Vernünftigenkenden Claren hinauswerfen, so gut und mit ebenfolchem Rechte muß er's bei George Dhnert thun! Noch lieber die Marlitt oder die Werner, und wie sie heißen mögen, die Lieblinge der Familien, als Dhnert. Was sie schildern, ist doch deutsch! Dhnerts laye Moral kann uns über den Sumpf, aus dem sie hervorsticht, nicht weghelfen! Und wenn wir ihm auch schon nicht, wie Venaitre, raten wollen, sich zu erschießen, aus Angst für sein teures Leben, so geben wir doch dem deutschen Leserkreis den treuen Rat: Werft ihn hinaus! Ihr habt an der deutschen Marlitt und ihren Nachtrabern genug, duldet nicht, daß eine französische Guch und Euren Kindern den Kopf verdrehe mit Lügenbildern, die zerplatzen wie Seifenblasen, wenn man sie fassen und prüfen will!

Ibsens „Nordische Heerfahrt.“

Von

F. M.

Das romantische Schauspiel, welches Henrik Ibsen im Alter von etwa dreißig Jahren verfaßt hat, wurde am letzten Mittwoch im Berliner „Deutschen Theater“ mit einigem Staunen, ja stellenweise mit einer gewissen Verblüffung aufgenommen, doch am Ende konnte man von einem Erfolge des Versuches sprechen; der zahlreiche Nachwuchs der Ibsengemeinde applaudierte, weil das Stück von ihrem Ibsen war, und das große Publikum wiederum freute sich darüber, daß es keinen echten Ibsen vorgefetzt bekam. Das „Deutsche Theater“ scheint den bedeutendsten unter den lebenden Dramatikern auf einem seltsamen Umwege erobern zu wollen. Es überläßt die großen reformatorischen Schöpfungen des Skandinaviens, die „Nora“, „Die Gespenster“, den „Volksfeind“ und „Die Wildente“ unzulänglicheren Bühnen, es verlangt nicht einmal nach den beiden Alterswerken Ibsens, es sucht seine Beute unter den Dramen der Übergangszeit und der unreifen Erfolgssuche. So hat es mit den „Stützen der Gesellschaft“ den Dank seiner Besucher verdient, weil der Dichter da noch den Philistern einen glücklichen Ausgang eingeräumt hat; und so wird es vielleicht auch mit der „Nordischen Heerfahrt“ volle Häuser machen, weil Ibsen da noch größtenteils nach alten Schablonen gearbeitet hatte. Ein moderner Name und alte Ware, so liebt es das Publikum, weil es zu wenig geistiges Kapital besitzt, um die neue Richtung der Poesie teuer erkaufen zu können. Zur Zeit, als Gms noch ein Spielbad war, sagte man den

Gästen des nahen Bades Nassau nach, daß sie dort wohlfeiler lebten und die Kurtaxe ersparten, aber abends im Spielhale von Gms dennoch die Bank zu sprengen suchten; die Bewunderer Ibsens, welche ihren Geist nur bis zu den „Stützen“ und bis zu der „Heerfahrt“ erheben und sich vor den ästhetischen und ethischen Anforderungen der späteren Werke drücken, wollen sich, wie ich fürchte, in ähnlicher Weise an Ibsen heran- „nassauern.“

Und doch — wäre die „Nordische Heerfahrt“ das Werk eines vergeßenen, kleinen Poeten, die Aufführung wäre auch den besseren Verehrern Ibsens als eine Geschmacklosigkeit erschienen; um des verehrten Namens willen jedoch lauschten wir alle aufmerksam, wenn wir auch um des Namens willen die Unwahrhaftigkeiten des Stückes nicht verteidigen werden.

Ibsen trug sich mit seinem Drama fast zu derselben Zeit, da Hebbel über seinen Nibelungen sich den Kopf zerbrach, und wenig später, als Richard Wagner den Text zu seinem „Ring des Nibelungen“ verfaßte. Während aber Hebbel und Wagner, die beiden Altersgenossen, nach revolutionären Anfängen bereits zu einem festen Stil, d. h. freilich ein jeder zu seinem eigenen Stil, gelangt waren, rang der um fünfzehn Jahre jüngere Ibsen, als ihn ein verwandter Stoff beschäftigte, erst lange Zeit nach einer Form. Er hatte nur an die stofflich romantischen, in der Sprache jedoch klassifizierenden Schauspiele Ohlenschlägers anzuknüpfen und bildete sich gewiß, ebenso wie seine ersten Kritiker, ein, er habe mit dem kürzlich verstorbenen Landsmann vollständig gebrochen, weil er anstatt wohlklingender Verse eine rauhe Prosa anwandte; es ist aber eine eindringliche und wehmütige Lehre über die Bedeutung literarischer Kämpfe, daß Ibsens „Nordische Heerfahrt“ uns heute schon mehr an den alten Ohlenschläger, als an den neuen Ibsen erinnert. Das Vorbild aber, welchem Ibsen damals offenbar nachtrachtete, und welches ich seltsamerweise nirgends genannt gefunden habe, ist kein anderer, als der gerade damals auf den Gipfel seines Ruhmes gelangte Begründer der französischen Bühnenromantik, Victor Hugo. Und es ist merkwürdig, daß die Franzosen, von welchen der reife Ibsen später die Technik seiner überlegenen Werke entlehnt hat, ihm auch die Form für seine ersten großen Experimente gaben. Die „Nordische Heerfahrt“ ist im Bühnenaufbau der ganze Victor Hugo mit seinen gewaltsamen Expositionen, seinen knappen Antithesen, seinen entsetzlichen Überraschungen und Attrappen, seinen rührsamten Kinderjungen und seinem ewigen Aufruhr der Elemente. Die Verblüffungseffekte Hugos vertragen wir nur noch in Opern, zu denen er auch weidlich ausgebeutet worden ist; die „Nordische Heerfahrt“ hätte (nicht ohne Mitwirkung der prunkvollen Ausstattung) gleichfalls einen rein opernhaften Eindruck gemacht, wenn nicht einzelne Szenen und vor allem die Charakteristik der Heldin die Klauen des Löwen verraten hätten.

Hebbel und Wagner haben die Nibelungenfabel durch Heranziehung der Wölsunga-Sage altertümlicher gemacht; Ibsen hat im wesentlichen denselben Stoff in seiner langsamen Umformung durch nordische Stammsagen benützt und die Wölsunga-Sage dadurch modernisiert. Durch Beibehaltung einzelner Namen hat er ganz unbefangen an die Edda erinnern wollen, und wenn ihm die Wiedererweckung überall so gelungen wäre, wie bei der Brunhild, so hätte er die große Aufgabe der germanischen Bühne, den Nibelungenstoff für sich zu gewinnen, besser als alle seine Mitbewerber gelöst. So ist es aber nur ein interessanter Versuch neben andern Versuchen.

Im ersten Akte lernen wir den theatralischen Heldengreis und Skalden Ormulf kennen, der auf seinem Wikingerschiffe mit sieben Söhnen von Island nach Norwegen gefahren ist, um von den Rändern und Gatten seiner Tochter Dagny und seiner Pflgetochter Hjördis Buße zu fordern. Sigurd, der riesenstarke und sanfte Gemahl Dagnys, ist zum Frieden bereit; auch Gunnar will Buße geben, aber die wilde Hjördis tritt mit berckerhaftem Zanf dazwischen und reizt alle Männer gegeneinander auf. Das ist aber nur vorübergehend, da der Friede wieder hergestellt wird, und der Schluß des Aktes zu

nichts weiter dient, als den Knoten eines sehr künstlichen Mißverständnisses zu knüpfen. Es klingt durch die Luft etwas wie das Klüffern der Ahnfrau oder wie das Mirren eines verhängnisvollen Schwertes.

Der zweite Akt, der nicht nur mit solchen Mitteln die größte Wirkung übte, löst den Knoten mit blutigen Hieben. In Gunnars Halle sitzt man bei Bier und Met. Wieder reizt Hjördis die Männer zum Haß. Auf's höchste erbittert spricht Ormulfs jüngster Sohn die mühsam wie ein Rätsel zusammengefügelten Worte des Mißverständnisses. Man soll glauben, Ormulf sei mit seinen sechs älteren Söhnen ausgezogen, um Gunnars Knaben zu töten. Wie in jeder richtigen Schicksalstragödie wird nun der Zahmste am schnellsten blutigierig; Gunnar erschlägt mißverständlich Ormulfs jüngsten. Doch Ormulf war nur ein polternder Alter; a tempo tritt er mit dem gereiteten Knaben auf dem Arm herein. „Tablear“ würde es im Sensationsstil schlechter Wigblätter heißen. Ormulf hat im Kampfe gegen Bauern seine sechs Söhne verloren und erfährt jetzt den Tod des siebenten. Die theatralische Kraft dieses Vorganges wird durch die folgende kleine Schlussscene des Aktes nicht abgeschwächt. Dagny rächt ihre sieben Brüder, indem sie die düstere Hjördis mit dem furchtbaren Geheimnis überrascht, daß nicht Gunnar, sondern Sigurd die Missethat vollführt habe, als deren Preis Hjördis sich selber gesetzt hat. Siegfried und Gunter, Brunhild und Kriemhild. Und wie Brunhild ruft Hjördis: „Sigurd muß sterben oder ich.“

Hat in diesem Aufzuge Ibsen sich als den künftigen Meister der Technik bewährt und Hugoische Effekte auch ohne Anwendung von Fallthüren und mit atemloser Spannung erwarteten Hornsignalen erreicht, so kommt im dritten Akte in prachtvollen Einzelheiten der Ibsen, den wir bewundern, der unübertroffene Forscher der Frauenseele, zum Worte; freilich muß die alte Sage dazu rücksichtslos modernisiert werden: Hjördis hat nie einen andern geliebt als Sigurd; ihr ganzer Dämonismus stammt daher, daß sie in Gunnars Armen eine unverständene Frau geblieben ist. Ganz wie in Wilhelm Jordans gleichzeitig entstandenem Epos und höchst naturalistisch haßt sie sogar das schwächliche Kind, welches aus dieser Ehe entsprossen ist. Die qualvolle Stimmung wird aber von Ibsen da, wo Hjördis die Nebenbuhlerin Dagny quält und den Gatten durch Schilderung ihrer Liebesfähigkeiten zum Morde aufstacheln will, meisterlich getroffen. Hebbels Brunhild ist eine Abstraktion, Wagners Walküre ist ganz pathologisch im Vergleich mit dieser lebendigen und urkräftigen Hjördis. Da tritt Sigurd hinzu, und von dem Augenblicke an, wo der Höhepunkt zu erwarten steht, sinkt das Drama leider in theatralische und überdies veraltete Konvention zurück. Sigurd hat Hjördis von je geliebt und nur aus unaufgeklärten Gründen dem Freunde die Braut erkämpft. Er ist nicht ein bißchen dämonisch und will auch für die Zukunft auf ihren Besitz verzichten. Da Hjördis aber durchaus die Seine werden will, greift er, wie in den schlechtesten romanischen Dramen, zu der Macht toter Ehrbegriffe. Er fordert Gunnar zum Zweikampf. Dann wird Hjördis ihn nicht mehr lieben dürfen. Warum? das wissen die Götter und die furchtbaren Nornen, welche von jetzt ab für die entlassene Psychologie und Wahrheit herhalten müssen.

Im vierten und letzten Akte giebt es noch eine Überraschung und zwar eine ausgiebige. Ormulf hat seine sieben Söhne begraben und in Stabreimen — die, beiläufig bemerkt, gründlich schlecht übersezt waren — beslagt; Sigurd steht zum Zweikampf bereit. Wieder ziehen schwarze Wolken am Himmel auf, wieder schäumt das wildempörte Meer gegen das Ufer, da eilt Hjördis in hergebrachtem Walkürenkostüm herbei. Wie ein fernes Märchen oder wie eine Ballade klingt das Drama aus. Hjördis will im Leben oder im Tode mit Sigurd vereinigt bleiben. Sie sehnt sich nach Walhall. Und wie in einem spanischen Degen- und Mantelstücke verhindert sie den Zweikampf, indem sie ihren Geliebten nicht ohne Hilfe von Zauberei mit einem Pfeile niederschießt. Jetzt glaubt sie mit

ihm vereint zu sein. Da aber öffnet Ibsen seine Alttrappe, und der sterbende Sigurd verrät, er sei ein Christ. Auch nach dem Tode trennen sich ihre Wege.

Gewiß hätten sich aus dem Gegensatz von Heidentum und Christentum größere Züge entwickeln lassen, als dies z. B. Hebbel gelungen ist; aber so wie uns Ibsen mit dieser Neuigkeit unvorbereitet überfällt, ist der letzte Trumpf einfach völlig unkünstlerisch ausgespielt. Wer der Handlung bis dahin mit Anteil gefolgt war, blickte bei diesem verfehlten Effekte verdutzt um sich, und ich hätte dem „Deutschen Theater“ nicht geraten, diese Scene ohne Ibsens Namen einem Premierenpublikum zu bieten.

Trotz alledem wird jeder, der mit uns in Henrik Ibsen einen Bahnbrecher in Kunst und Leben verehrt, für die Vorführung dieses alten romantischen Zauberspiels dankbar sein. Das Ringen dieses freien Geistes mit der Schablone, die Bühnenkraft in dieser Maskerade fesseln den intimeren Freund der Ibsenschen Werke, und für andere Zuschauer, die von des Gedankens Blässe weniger angekränkt sind, wird das barbarische Liebes- und Kampfmärchen Reiz genug bieten.

Das „Deutsche Theater“ hat nicht nur durch die Ausstattung alle gewollten Wirkungen gesteigert. Fräulein Pospischil spielte die Rolle der Hjördis. Die Rolle schreit nach den Mitteln der Ziegler. Diese Schauspielerin hätte einseitig den Ton der dämonischen Heroine getroffen; ebenso einseitig, aber in ihrer Art vortrefflich, arbeitete Fräulein Pospischil die realistischen Züge im menschlichen Wesen des Himmelsweibes heraus. Sie veruchte die Hjördis so zu spielen, wie Ibsen sich vielleicht seine Frau vom Meere dachte; aber der Schauspieler soll nur in realistischen Rollen realistisch sein: romantische Gestalten in natürlicher Darstellung sind wie alter Wein in neuen Schläuchen.

Kleine Kritik.

Josua. Erzählung aus biblischer Zeit von Georg Ebers. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Feldoberst Wildenbruchs spricht, als er das Wickelkind, das später sich zum Großen Kurfürsten auswuchs, auf dem Arme hält, schon von dessen künftigen Ruhmesthaten. Doch Josua, der Feldhauptmann des Professor Ebers, übertrifft an Sehrgabe noch den Feldoberst — nach einem Gespräch mit Moses träumt er bereits von Christus. Somit ist Ebers sehr für archäologische Exaktheit und versichert, wenn er den gewaltigen Eindruck schildert, den der Sinai auf den „Gottesmann“ Moses und die Seinen ausgeübt hat, belehrend in einer Fußnote: „der heutige Serbal, nicht der Sinai der Mönche.“ Wir wollen im übrigen gern zugestehen, daß die Abenteuer Josuas und seines jugendlichen Gefährten, die opferwillige Liebe der alt-ägyptischen jungen Witwe ganz unterhaltend sind und mancherlei archäologischer, ethnologischer und sonstiger Nachweis ganz belehrend. Im übrigen aber hat uns das Buch ebenso wenig angeregt wie aufgeregt. Daß die Juden wirklich glücklich durchs Rote Meer gekommen sind, die bösen Ägypter aber nicht, war uns schon durch die Autoren der biblischen Darstellung bekannt gemacht, nur daß die junge Witwe leider dabei zu Grunde gegangen und nur noch sterbend ihren Josua erreicht hat, war uns neu. Daß Moses betend die Kämpfe Josuas und der Hebräer unterstützte, erchien uns in der naiven Darstellung der Bibel stets groß und einfach, — wenn Ebers nun aber den „Gottesmann“ immer und immer wieder nur betend vorführt und niemals den Versuch macht, seine Größe und seinen Einfluß zu begründen, so bleibt Moses farblos und gleichgültig. Des Moses Schwester aber, die Mirjam, ist bei Ebers so eine Art Vorgängerin der Jeanne d'Arc — sie hört es in der Sphonore rauschen, ein Engel erscheint ihr, sie prophezeit, sie verkündet Ruhm und Sieg. Auf ihre Autorität hin nennt Hosea sich fortan Josua, sie singt nach dem Untergang der Ägypter den Siegesjubelsang — und da die junge ägyptische Witwe kommt, ist die Prophetin auf sie eifersüchtig. Auch in der Zeich-

nung der Mirjam, wie in der des Moses, hat Ebers gezeigt, daß ihm dichterisches Gestaltungsvermögen mangelt. Für beide hat er beim Leser kein Verständnis und keine Teilnahme erwecken können, und ebensovienig ist ihm seine Aufgabe geglückt, „das gewaltige Schicksal des Volkes dem teilnehmenden Leser menschlich näher zu bringen.“ In der Darstellung Ebers' merkt man von einem „gewaltigen Schicksal“ des Hebräervolkes überhaupt nichts. Dagegen ist freilich manches in dem Buch enthalten, was durch die Schilderungsgewandtheit des gelehrten Verfassers festsetzt, — aber man kommt dazu leider erst, wie das Schulmädchen zu den Süßigkeiten des Geduldträuels, durch mühsames Ausscharren. 1.

Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie. Ein Beitrag zur vergleichenden Poetik von Alfred Biese. (Berlin. H. Haack.)

Die Arbeit enthält einige sehr feine Bemerkungen über das Wesen und die Thätigkeit der künstlerischen Phantasie. Der Verfasser erkennt ganz richtig den anthropomorphisierenden Trieb derselben, begehrt aber den großen Fehler aller unserer Idealisten, den Anthropomorphismus stillschweigend zu einem Idealismus zu machen, der die Welt des Dichters verkörpert, „in eine reinere Sphäre erhebt,“ in welcher „alle jene kleinen Störungen, . . . alle jene Zweifel und flatternden Wünsche getilgt sind;“ der Anthropomorphismus läßt sie ferner von seinem eigenen Empfinden durchströmen, aber natürlich „losgerißt von den Schladen des Augenblicks, befreit von der Erdschwere . . . zum Allgemein-Menschlichen umgestaltet,“ d. h. ohne Phrase gesprochen, der anthropomorphische Trieb der dichterischen Phantasie muß die Erscheinungen erst umflügen, wenn er künstlerisch in Rechte sein will. Betrachten unsere Idealisten unter den Ästhetikern die Kunst oder auch die Welt mit Vorliebe „unter dem Gesichtspunkte einer Idee,“ so thut es unser Verfasser noch lieber unter dem Gesichtspunkte einer Empfindung. Uns ist die Liebe, mit der er seinen Stoff behandelt, gewiß sympathisch; aber wir gestehen es auch, daß wir immer steiflich werden, wenn in wissenschaftlichen Arbeiten das Gefühl gar zu vorlaut mitzusprechen sich erdreistet. Wer wissenschaftlich etwas leisten will, der muß es gelernt haben, seine Gefühle in Ketten zu legen. Recht seltsam muß es uns doch auch anmuten, wenn Biese in seinen Deduktionen über das Metaphorische der Phantasie als Beispiele gleich nach Homer und vor Goethe Theodor Storm heranziehen kann, nach dessen Lyrik er sich seine ganze Ästhetik geradezu zurecht gemacht zu haben scheint. L. B.

Ginevra. Ein erzählendes Gedicht von Adolf Volger. (Altenburg. Druck und Verlag von Oskar Bunde.)

Unter diesem Namen wird die schöne, uns aus früherer Kindheit vertraute Genovevasage nicht be-, sondern mißhandelt. Die schönen Stellen, wie Genoveva im Walde gebiert, wie das Knäblein Schmerzensreich von der Hirschtuch ernährt wird, wie die Pfalzgräfin nach mehreren Jahren von ihrem Manne nackt gefunden wird, wie sie ihn um seinen Mantel bittet, um ihre Blöße zu bedecken — alles spurlos verschwunden, weil der Verfasser unglücklicherweise seinen naiven Kinder glauben verloren hat. Hätte er uns statt dessen leidenschaftliche Golo-Scenen geboten, wie sie uns etwa schon vor hundert Jahren der allzu sehr in Vergessenheit geratene Maler Müller bot, so wollten wir uns zufrieden geben. Aber auch damit ist es nichts; alles kraftlos und leicht!

Bemerkenswert an dem Buche sind höchstens — einige hübsche Anklänge; so Seite 50: „Stohest an, Mann für Mann,“ Seite 55: „Von dem Dome ernst und schwer.“ 1.

Der Mäcen. Erzählungen von Detlev Freiherr von Liliencron. Zwei Bände. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, R. R. Hofbuchhändler.)

Der erste Band dieser Erzählungen bietet neben recht Unbedeutendem aus alter und moderner Zeit eine, „Die Mergelgrube“ genannt, die stark an Werthers Leiden anklingt, aber doch selbständige Bedeutung besitzt wegen ihrer Naturschilderungen, der psychologischen Vertiefung der Hauptfigur und einigen sehr feinen Details. In dem zweiten Band, der den eigentlichen „Mäcen“ enthält, stehen wunderschöne Gedichte, nur

sind sie leider nicht vom Verfasser, sondern von den nicht unbekannt sein sollenden Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Platen, Lenau, Uhland und einigen weniger bekannten Lyrikern. Außerdem erhalten wir ein Verzeichnis von zweihundsechzig Lieblingschriftstellern des Mäcens, und eine große Zahl satirischer Bemerkungen über Recensenten und lobender über moderne Autoren. Dazwischen wieder manche teilweise recht geistvolle Erzählungen aus dem Leben des Mäcens. Das Ganze: ein formloses Konglomerat, das beim Lesen furchtbar ermüdet. Wir stimmen mit dem Verfasser in vielen seiner kritischen Bemerkungen vollkommen überein, vor allem aber mit der, auf die er besonderes Gewicht legt: daß nicht nur der Maler und Musiker, sondern auch der Dichter ein Künstler sein soll. Davon ist Herr von Liliencron selbst noch sehr weit entfernt. 1.

Letzte Jugendlieder von Ernst Rethwisch. Zweite vermehrte Auflage. (Norden 1889. Hinricus Jischer Nachfolger, Verlagsbuchhandlung.)

Als angehender Pflücker gedenkt der Dichter nochmals seiner platonischen Jugendliebe. Er sucht nun sich in verschiedener Weise davon zu überzeugen, daß es sehr gut war, daß er eine andere heimgeführt; denn

„Nur aus dem Schmerz verkornter Liebe
Gestaltet eine Veier sich.“

Dieser Gedanke zieht sich durch die meisten der Lieder; kein Wunder, daß die Form ebenso prosaisch ist wie der Gedanke. Doch finden sich auch Verse, die einen sofort anheimeln, wie z. B. in der Stelle 098 dem Lied der Antwerpener (S. 60):

„In schöne Stadt Antwerpen,
Noch sah ich die schönere nicht“

der zweite Vers. Daß er von Chamisso ist, schadet ja wohl nichts. 1.

Das Paradies des Teufels. Roman von Moritz von Reichenbach. (Leipzig, Carl Reißner.)

M. von Reichenbach gehört unzweifelhaft den höheren Ständen an; ob dies für die Darstellung der vornehmen Welt wirklich ein Vorteil ist, wie von manchem Kritiker ohne weiteres angenommen wird, möchten wir süglich bezweifeln; im Gegenteil verliert gerade der, welcher innerhalb eines bestimmten Lebenskreises steht, am leichtesten den offeneren Blick für das Charakteristische dieses Kreises, und bei gleichem Talent giebt uns ein Dostojewsky immer ein anschaulicheres Bild des Abels, als ein Graf Tolstoi oder Fürst Merzichensky. — Der Konflikt, den Verfasser in vorliegender Arbeit behandelt, ist einfach: Ein junges Mädchen, das ein reicher Graf in Poggia, einem italienischen Bergdorfe, entdeckt, und das trotz seiner Abkunft aus einer verarmten, hochadligen Familie ein Naturkind geblieben, wird in die angewohnten, nördlichen Verhältnisse versetzt, ohne daß es durch wirkliche Liebe über den Wechsel hinweggehoben wird, und entgeht dem drohenden Verkümmern durch die Flucht in die alte Heimat. Dort findet die junge Frau, nachdem sie den Tändeleien des üblichen russischen Fürsten ihr unerfahrenes Ohr allzuwillig geliehen hat, einen jähen Tod durch das Erdbeben, das vor einigen Jahren die Riviera heimlichete.

Man sieht, es ist kein besonders tiefer, auch kein besonders neuer Konflikt, der zum Austrag kommt; doch ist das Erzählertalent der Verfasserin und besonders ihr Schilderungsvermögen gefällig genug, um uns bei der Lektüre des Buches für eine Stunde die Zeit angenehm zu verfärzen. Ln.

Ein Seelenfreund. Roman von Adolf Glaser. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, R. R. Hofbuchhändler.)

Peter der Große, August der Starke, Andreas Schlüter und viele erfundene Menschen vereinigen sich hier in dem Bestreben, eine Handlung mit möglichst vielen Bewwicklungen zu stande zu bringen, deren Schauplatz Deutschland, Südamerika, Holland und Italien ist. Da es immer noch Leute geben soll, denen solche „Romane“ Vergnügen gewähren, mag ihnen dieser Seelenfreund als Muster dieser Art empfohlen sein. Von gestohlenen Kindern, durchgehenden Frauen, unglücklicher Liebe und jesuitischen Mänten ist reichlich die Rede darin. 1.